

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Okastras Grusel-Keller

Band 1 der vierteiligen Okastra-Saga

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Okastras Grusel-Keller

John Sinclair Nr. 317

Teil 1/4

von Jason Dark

erschienen am 31.07.1984

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Okastras Grusel-Keller

Claudia Darwood bekam das Päckchen mit der Post. Es sah so harmlos aus, doch als sie es öffnete, war das Grauen perfekt.

Jemand hatte ihr einen Totenschädel geschickt! Den skelettierten Kopf ihres Bruders Henry!

Und damit nahm ein Fall seinen Anfang, der meine Freunde und mich durch alle Höllen führen sollte, bis hinein in Okastras Grusel-Keller…

»In dieser Nacht, Señor, ist der Teufel unterwegs und reißt den Menschen bei lebendigem Leib die Seelen aus der Brust. Schauen Sie nur zum Himmel. Da steht der blasse Mond, und der schimmert bläulich an seinen Rändern. So unnatürlich. Wir hier nennen ihn den Sarazenen-Mond…«

Henry Darwood verdrehte die Augen, als er die Worte des einheimischen Fahrers hörte. »Und wenn ich Ihnen das Doppelte zahle?« unterbrach er den Mann.

Der Taxifahrer hob bedauernd die Schultern. »Nichts zu machen, Señor.«

»Aber ich muß zum Friedhof.« Darwood nickte heftig. »Und Sie sind der einzige Taxifahrer in diesem verdammten Ort.«

»Dann gehen Sie zu Fuß.«

»Das ist doch zu weit.«

Der Taxifahrer schaute über den Kühler seines Peugeot. »Ich kann Ihnen nicht helfen. Wenn Sie mich bäten, bis Madrid zu fahren, por dios, Señor, ich hätte es getan, aber zum Friedhof? Nein, das können Sie nicht verlangen. Nicht in dieser Nacht.«

»Weshalb ist diese Nacht denn anders als die übrigen?«

»Sehen Sie sich den Mond an!«

»Das habe ich schon getan.«

»Dann wissen Sie Bescheid.«

»Eben nicht.«

»Señor, Sie sind fremd. Sie wissen nichts von den schrecklichen Geschichten. Man geht nicht los, wenn der Sarazenen-Mond am Himmel steht. Merken Sie sich das. Reizen Sie Okastra nicht.«

»Wen?«

Der Fahrer zuckte zusammen, als er das Wort hörte. »Vergessen Sie alles, Señor.«

Darwood hätte den Kerl packen und gegen die Wand schleudern können. Damit war ihm aber auch nicht geholfen. Jetzt hatte er fast alle Schwierigkeiten überstanden. Er stand dicht vor der Lösung des Falles, und nun machte ihm ein einfacher Taxifahrer Schwierigkeiten. Es wäre auch alles kein Problem gewesen, wäre sein Leihwagen nicht liegengeblieben.

Henry Darwood stand neben dem Wagen und schaute den Fahrer durch die Seitenscheibe an. Wie konnte man sich nur so stur anstellen?

Wenn der Kerl gewußt hätte, was auf dem Spiel stand, dann…

Plötzlich hatte Henry eine Idee. »Könnten Sie mir Ihren Wagen denn leihen?«

Der Fahrer lachte. »Ich?«

»Wer sonst?«

»Por Dios. Wollen Sie vielleicht mit dem Wagen zum Friedhof

fahren?«
»Bestimmt nicht in ein Bordell!«
Der Fahrer bekreuzigte sich. »Nein, ich gebe meinen Wagen nicht her. Das können Sie nicht verlangen. Ein Auto und die Frau verleiht man nicht. Wissen Sie das denn nicht, Señor.«
»Ich gebe Ihnen auch Dollars.«
»Wieviel?«
Dieses Wort ließ Darwood hoffen, und er machte dem Fahrer tatsächlich einen guten Preis. »Fünfzig.«
»Das läßt sich hören.«
Da wußte Darwood, daß er gewonnen hatte. Er griff in die Tasche seiner Jacke und holte einen Schein hervor. Damit wedelte er. »Der gehört Ihnen, wenn Sie mich zum Friedhof fahren.«
»Nicht ganz, Señor«, sagte der Fahrer und rieb seinen Oberlippenbart.
»Was soll das denn heißen?«
»Ich fahre Sie nicht bis auf den Friedhof. Die letzten Meter müssen Sie zu Fuß gehen und auch den Rückweg. Ich werde einen Teufel tun, aber nicht auf Sie warten.«
»Einverstanden.«
»Steigen Sie ein.«
Endlich. Henry Darwood fiel ein Stein vom Herzen. Er schritt um den Wagen herum und stieg an der Beifahrerseite ein. Die Tür klemmte etwas, als er sie zuschlug, und der Wagen schüttelte sich, während der Fahrer den Motor anließ.
»Das Geld, Señor.«
Der Fahrer bekam seinen Schein. Der Auspuff war auch nicht mehr völlig in Ordnung. Er klapperte und schlug gegen das Bodenblech. Das Geräusch pflanzte sich über die ruhige Dorfstraße hinweg fort und verklang in der Ferne.
Endlich konnten sie losfahren. Darwood lehnte sich in seinen Sitz zurück. Am Rücken spürte er einen Widerstand. Da stach eine Sprungfeder durch das Polster. Egal, dachte Darwood. Besser schlecht gefahren, als gut gelaufen.
Der Friedhof war wichtig, denn auf ihm sollte in dieser Nacht ein Treffen stattfinden, das für Europa, wenn nicht die ganze Welt, lebensbedrohend war.
Henry Darwood kam sich vor wie in einem Agentenfilm. Kein Bond-Regisseur hätte sich einen besseren Schauplatz für die Aktionen aussuchen können. Nur erlebte Darwood es in der Realität, wenn er auch ungefähr die gleichen Aufgaben zu erfüllen hatte wie der Superagent aus dem Kino.
Um ihn zu erreichen, fehlte Darwood noch viel. Ob Roger Moore oder Sean Connery, er konnte keinem von ihnen das Wasser reichen.
Darwood war eher der Typ eines Buchhalters. Dazu paßte auch die

farblose Brille mit den getönten Gläsern.

Der Weg war schlecht. Nicht nur steinig, sondern auch kurvenreich und ziemlich eng.

Die Felsen warfen lange, tiefblaue Schatten. In der Ferne grüßten die Berge. Auf ihnen lag noch der Schnee vom März.

Kühle Luft drang in den Wagen. Es zog an allen Ecken und Enden, Ein Scheinwerfer funktionierte nur. Der Strahl hüpfte über den Weg, tastete sich an Felsen entlang und ließ den von den Reifen aufgewirbelten Staub silbrig schimmern.

Henry Darwood war nervös, obwohl sich ein Agent so ein Gefühl nicht leisten sollte. Es stand einfach zuviel auf dem Spiel, zudem hatte ihn der Fahrer aufgehalten.

Der Spanier rauchte. Schwarzen Tabak, der roch, als würde man alte Socken verbrennen. Viel Angst schien der Knabe nicht mehr zu haben, denn der pfiff ein Liedchen vor sich hin. Sehr oft nahm ein Geldschein den Menschen die Furcht.

Der Fahrer hatte Darwood von einem Sarazenen-Mond erzählt. Als Agent ist man immer neugierig, und Darwood wollte auf dieses Thema noch einmal zurückkommen, deshalb fragte er auch danach.

Der Spanier zuckte zusammen, als hätte er einen Schlag auf den Rücken bekommen. »Sie sind verrückt, Señor?«

»Nein.«

»Doch, Sie sind es, wenn Sie danach fragen.«

»Wieso?«

»Niemand darf den Köpfer sehen. Wer sich nicht daran hält, ist verloren. Sie werden sich wundern, Señor. Beten Sie, hoffen Sie, aber ich glaube, ich sehe Sie heute zum letztenmal lebend.«

Darwood lachte. Es klang unecht. »Das will ich doch nicht glauben. Wenn ich zurückkomme, köpfen wir zwei Flaschen Whisky.«

»Meinetwegen auch drei.« Der Fahrer schüttelte den Kopf. »Ich trinke sie allein auf Sie. Wahrscheinlich werde ich der letzte Mensch sein, der Sie lebend sieht.« Der Spanier räusperte sich. »Was wollen Sie eigentlich auf dem Friedhof?«

»Ich treffe mich dort.«

»Mit wem?«

»Das soll eigentlich mein Geheimnis bleiben. Es ist aber nichts Ungesetzliches.«

Der Fahrer nahm beide Hände vom Lenkrad und hob die Schultern.

»Was ist schon ungesetzlich heutzutage? In diesem Land ist alles möglich, das wissen Sie selbst. Denken Sie an die Basken. Ich habe viel erlebt und viel Blut gesehen, aber ich werde mich hüten, den Mund aufzumachen. Es gibt Dinge, über die man besser den großen Mantel des Schweigens ausbreitet. Deshalb werde ich Ihre erste Frage auch nicht beantworten.«

»Ich kann Sie nicht zwingen.«

»Sehr richtig, Señor. In den Bergen lernt man das Schweigen.«

Die nächsten Minuten blieben still. Nur der Motor hatte seine Mühe, den alten Wagen den schmalen Weg hochzuschieben. Manchmal trieben die Auspuffgase wie Nebelfetzen an den Seitenscheiben vorbei oder drangen auch in das Innere des Fahrzeugs.

Der Friedhof lag auf einem Plateau. Ziemlich weit oben. Eine unheimliche Stätte in der Nacht, während tagsüber die Sonne auf die verwitterten Steine schien.

Vegetation gab es in dieser Gegend kaum. Einige Bodengewächse, die sich in den kargen Felsen festgekrallt hatten, das war alles. Bäume oder Sträucher wuchsen hier nicht mehr. Der Boden gab einfach nichts her.

Links führte ein sehr steiler Hang in die Tiefe. Wenn der Wagen abrutschte, würde er erst in dem ausgetrockneten Arroyo zum Halten kommen und dort vielleicht ausbrennen. Rechts ragte die Felswand auf.

Düster und lange Schatten werfend.

In diese Richtung bog der Fahrer ab. Im ersten Moment glaubte Henry Darwood, daß der Mann den Wagen gegen die Wand fahren wollte bis er feststellte, daß sich die Wand öffnete. Ein halbrunder Einschnitt im Felsen bot genug Platz, daß ein geschickter Autofahrer seinen Wagen wenden konnte.

Der Mann ließ den Motor laufen und drehte den Kopf nach rechts.

»Hier müssen Sie aussteigen, Señor.«

»Wie weit ist es denn noch?«

»Nicht mehr weit. Sie sind gut in Form. In einigen Minuten haben Sie es geschafft.«

»Wollen Sie mich wirklich nicht…«

»Nein!«

Diese Antwort klang so endgültig, daß Darwood auch verstand. Nicht für alles Geld in der Welt war der Spanier bereit, auch nur einen Meter weiterzufahren. Es blieb dem Mann aus England nichts anderes übrig, als den klapprigen Peugeot zu verlassen.

»Wenn Sie das so sehen, Meister, bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als auszusteigen.«

»So ist es, so war es abgemacht.«

Darwood öffnete die Tür. Als er sie zuschlug und das Echo verklungen war, vernahm er die Stimme des Fahrers. »Haben Sie eigentlich schon Ihr Testament gemacht?«

»Nein!«

»Dann werden Ihre Erben sich streiten.«

»Ich habe keine.«

»Um so besser.«

Kopfschüttelnd stiefelte der Mann aus England los. Was der Knabe nur hatte? Darwood wußte selbst, daß auch seine Landsleute oft genug Angst vor Friedhöfen besaßen, aber diese übertriebene Furcht, die er da erlebt hatte, war ihm wirklich nicht geheuer. Noch einmal erwischte ihn das Licht des Scheinwerfers, als der Spanier seinen Wagen wendete, zweimal rangierte und den Weg wieder zurückfuhr.

Henry Darwood war allein. Allein in einem fremden Land und allein in einer Gegend, die er nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte. Ein wenig seltsam war ihm schon zumute, denn die Dunkelheit, die Nacht, der Mond, die Umgebung, sie alle trugen nicht dazu bei, ihm ein positives Lebensgefühl zu geben.

Ein Zurück gab es für ihn nicht. Er hatte einen Job und wurde dafür bezahlt.

Unter der Jacke trug er die automatische Schnellfeuerpistole. Damit konnte man sich schon einige Gegner vom Leib halten. Wenn sie ihn entdeckten, mußte er schießen und vor allen Dingen schneller als die anderen sein.

Daran gab es nichts zu rütteln, Gnade kannte die andere Seite nicht.

Dazu stand zuviel auf dem Spiel. Wenn Separatisten und Terroristen NATO-Geheimnisse verkauften, um damit ihre Bewegung finanzieren zu können, gingen sie über Leichen.

Henry Darwood hatte gearbeitet. Nicht umsonst nannte man ihn den Wühler. Er war dieser Gruppe auf die Spur gekommen und wenn London das Ergebnis erfuhr, würde man dort rotieren.

Darwood gab genau acht. Er war es gewohnt, mit einem Hinterhalt zu rechnen. Wahrscheinlich hatte auch die andere Seite herausgefunden, daß man ihr auf die Spur gekommen war, und seine Gegner kannten sich in diesen Bergen aus. Sie waren gewissermaßen ihre Heimat. Hier agierten, reagierten und kämpften sie.

Bei jedem Stein, der unter seinen Sohlen wegrollte, zuckte der Mann zusammen. Er haßte es, daß er auf seinem Marsch Geräusche verursachte. In der Stille und der klaren Luft waren sie einfach zu weit zu hören, leider nicht zu ändern.

Und so ging er weiter.

Schon bald verschwand die Felswand an der rechten Seite. Sie wurde flacher, bis sie sich dem Niveau des Bodens anglich und Henry Darwood sein Ziel erreicht hatte.

Vor ihm lag das große Plateau - und der Friedhof!

Er blieb an der Grenze des Totenackers stehen und duckte sich wenig später hinter einem Felsen. Falls seine Feinde schon eingetroffen waren, sollten sie ihn so spät wie möglich entdecken, falls dies nicht schon geschehen war.

Er sah nichts.

Noch immer leuchtete der Mond am schwarzen Himmel. Der Rand

des Erdtrabanten schimmerte tatsächlich bläulich, und so etwas hatte selbst Darwood noch nicht gesehen. Der Mond beleuchtete eine schaurige Szenerie. Der Friedhof konnte, wenn man es völlig wertfrei sah, als Ort der Stille bezeichnet werden. Hier oben rührte sich tatsächlich nichts. Der Wind war eingeschlafen, so daß selbst das karge Felsgras, das an einigen Stellen wuchs, nicht schwankte.

Die Stille konnte man auch mit dem Wort gespenstisch umschreiben.

Es gab keine Holzkreuze auf dem alten Totenacker. Nur Grabmäler aus Stein. Manche in wuchtiger Kreuzform, andere wiederum nur grobe Klötze, einige auch zu Figuren geformt, oder ganz einfach nur Platten, die auf dm Gräbern lagen.

Am Ende des Friedhofs stand ein kleines Gebäude. Der schmale, aber nicht hohe Turm wies auf eine Kapelle hin. Dicht unter dem spitzen Dach des Turms befand sich eine rechteckige, fensterartige Öffnung.

Henry Darwood hatte gute Augen.

Er schaute genau hin und erkannte die Umrisse einer Glocke.

Das war die Totenglocke!

Einen Menschen sah er nicht. Der Friedhof war leer.

Darwood blickte auf seine Uhr. Noch eine Viertelstunde bis Mitternacht. Um diese Zeit, so lauteten seine Informationen, sollten die anderen kommen.

Seine Feinde…

Darwood überlegte. Waren es wirklich nur seine Feinde? War nicht auch der Totenacker sein Feind, das gesamte Umfeld, das in einer so unheimlichen Stille lag, die ihm überhaupt nicht paßte.

Er dachte wieder an die Worte des Taxifahrers. Der Mann hatte ihn gewarnt.

Von einem Sarazenen-Mond hatte er gesprochen. Was sollte das bedeuten?

Darwood schalt sich selbst einen Narren, daß ihm diese Gedanken kamen und er sich verrückt machen ließ. Es war Quatsch. Geister gab es nicht, und die Toten waren die ruhigsten Leute, wie er immer meinte.

Die konnten ihm nicht gefährlich werden. Anders sah es mit den Basken aus. Sie würden schießen, wenn sie ihn sahen und die Ruhe des Friedhofs durch knatternde MPI-Salven zerhacken.

Dennoch überzog ihn eine Gänsehaut, als er seine Deckung verließ und sich aufrecht hinstellte. Sein Blick glitt noch einmal über den Totenacker, den er überqueren mußte, denn er hatte sich als Ziel die kleine Kapelle am anderen Ende ausgesucht.

Keine Sekunde länger zögerte er. Wenn er im Schutz der Kapelle stand, konnte er auch sehen, wer sich von der anderen Seite und über den Weg näherte.

Vorsichtig setzte er seine Schritte. Unter den Sohlen knirschten

kleinere Steine, wenn sie vom Druck zerbrochen wurden. Alles war hier steinig.

Auf diesem Totenacker räumte niemand auf. Man ließ ihn so, wie er schon vor vielleicht hundert Jahren gewesen war.

Es gab so etwas wie einen Hauptweg. Der englische Agent näherte sich darauf seinem Ziel.

Rechts und links befanden sich die Gräber. An ihren Kopfenden erkannte er die Steine. Sie stachen oft wie kantige Finger aus dem trockenen Felsboden hervor. Wahrscheinlich hatte man die Gräber sogar in das Gestein sprengen müssen.

Stumme Zeugen des Todes, so kamen dem Engländer die Grabsteine vor. Er konnte sich kaum vorstellen, wieder einmal in einem fremden Land zu sein. Der Himmel schien derselbe zu sein, und die Sterne leuchteten ebenso wie über Suffolk, seiner Heimat.

Nur seine Schritte hörte er. Sie unterbrachen die Stille dieser gespenstischen Umgebung. Einmal passierte er einen besonders auffälligen Grabstein. Er zeigte einen viereckigen Klotz, eine Art Podest, auf dem ein Engel stand.

Der hielt ein Schwert in der rechten Hand, und in seiner linken lag ein Totenschädel aus Stein.

Die Figur war so detailgetreu, daß der einsame Spaziergänger erschrak, obwohl er gedacht hatte, daß ihn so leicht nichts aus der Bahn werfe konnte.

Und so ging er weiter.

Schon nach wenigen Schritten reichte er den ersten Schlagschatten der Kappellenmauer. Er sah die Holztür, deren Außenhaut verwittert war.

Für einen Moment überlegte er, ob er sich vielleicht in der kleinen Kirche verbergen sollte, drückte die Klinke nach unten, stieß die Tür auf und hörte schon das widerliche Knarren. Hastig zog er die Tür wieder zu. Hoffentlich war dieses verräterische Geräusch nicht auch von anderen vernommen worden.

Nein, er wollte in die Kapelle gehen.

An der Breitseite des kleinen Gebäudes wuchsen karge Sträucher.

Darwoods Hosenbeine streiften an ihnen entlang, und er fand in der Mauer eine kleine Nische, in die er genau hineinpaßte, wenn er sich ein wenig duckte.

Mit dem Rücken preßte er sich gegen das Gestein und sah über seinem Kopf ein kleines Eisengitter, auf dem eine Marienfigur stand. Davor schaute aus der Öffnung einer fingerschmalen Vase der Stiel einer Rose mit verwelkten Blättern hervor.

Hier würde er warten.

Henry Darwood überprüfte noch einmal seine Waffen. Die Schnellfeuerpistole war okay, auch die kleine Kamera, und das Stilett

trug er ebenfalls bei sich.
Jetzt konnten die anderen kommen. Er wollte sie bei der Übergabe packen und auch schießen, wenn es nötig war.
Gern hätte er eine Zigarette geraucht, doch er traute sich nicht, einen Glimmstengel anzustecken. Das Glühen wäre zu verräterisch gewesen.
Und so wartete er.
Sekunden reihten sich aneinander. Sie wurden zu Minuten. Manchmal frischte der Wind für einen Moment auf. Dann fuhr er über den Friedhof, wirbelte Staub hoch, glitt über die Grabsteine sowie an den Steinen der Kapelle vorbei. Er traf auch den einsam stehenden Mann, der das Gefühl hatte, von zahlreichen Händen gestreichelt zu werden.
Düster war der Himmel.
Scharf hob sich der Mond vor dem schwarzen Hintergrund ab. Er stand dort wie eine blasse Zitrone. Und seine Ränder schimmerten nach wie vor so seltsam bläulich.
Sarazenen-Mond…
Wieder dachte der Engländer an die Worte des Einheimischen und stand plötzlich wie eingefroren da, als er das Läuten vernahm.
Über ihm war es aufgeklungen. Die Totenglocke!
Sie bimmelte!
Henry Darwood kannte alle fünf Erdteile. Er hatte sich an den Brennpunkten der Welt herumgeschlagen, war im Iran gewesen, kannte die Wüsten Arabiens und die Kälte der Tundra. Er hatte in einem argentinischen Gefängnis gesessen und in Nicaragua ein Waffendepot gesprengt. Nie zuvor bei all seinen gefährlichen Abenteuern hatte er ein Gefühl wie in diesen Augenblicken gespürt, als er den Klang der unheimlichen Totenglocke vernahm.
So dünn, so schaurig, so unheimlich…
Der Klang hüllte den einsamen Bergfriedhof ein. Er kam dem Mann aus England vor, als wollte er die Toten rufen, die tief in ihren Gräbern lagen und längst vermodert waren.
Weshalb schlug die Glocke?
Es war niemand da, der an dem Seil zog, wenigstens hatte Darwood keinen gesehen.
Er war ein Mann der Tat und ging einer Sache immer gern auf den Grund. Das wollte er auch in diesem Fall so halten, wobei er davon ausging, daß er sich allein auf dem Totenacker befand. Deshalb wollte er auch genau nachschauen.
Henry Darwood verließ seine Deckung, löste sich von der Hauswand und mußte einige Schritte vorgehen, um den Glockenturm erkennen zu können. Dabei legte er seinen Kopf in den Nacken, schaute hoch und sah tatsächlich die Bewegung der kleinen Glocke hinter dem Fenster.

Sie schwang einmal nach rechts, dann wieder nach links, und jedesmal schlug der Klöppel gegen die Innenwand.

Auch das Seil bewegte sich im Rhythmus der Schläge, aber Darwood sah keinen, der daran zog.

Das machte ihn so stutzig.

Er wischte sich über die schweißnasse Stirn.

Darwood schluckte. Allmählich war ihm unheimlich zumute. In seiner Kehle saß ein Kloß, der sich auch durch heftiges Schlucken nicht beseitigen ließ. Es war die Angst. Sie überdeckte seinen Verstand, der ihm wiederum sagte, so rasch wie möglich zu verschwinden. Auf diesem Totenacker konnte er nicht mehr gewinnen, nur noch verlieren.

Die Glocke schlug weiter.

Ihr dünner Klang jagte selbst dem knallharten Agenten einen Schauer nach dem anderen über den Rücken. Er mußte ja etwas tun und traf auch eine Entscheidung.

Darwood wollte nachschauen!

Wenn jemand die Glocke betätigt hatte, konnte der sich nur in der Kapelle aufhalten. Sosehr den Engländer das Knarren der Tür geärgert hatte, diesmal würde er es kaum hören, denn der Klang überdeckte das Geräusch.

Wieder näherte er sich dem Eingang. Er hatte die Jacke geöffnet und den rechten Arm angewinkelt, so daß die Hand über der Schnellfeuerpistole lag.

Er hatte die Tür noch nicht erreicht, als er sich sicherheitshalber umschaute.

Steif blieb er stehen!

Zuerst wollte er das Bild nicht glauben, das er sah, dann erkannte er, daß er sich nichts eingebildet hatte. Der Nebel dort existierte tatsächlich.

Wo war er hergekommen?

Darüber dachte Darwood nach. Er besaß einen geschulten Verstand und war sich darüber im klaren, daß diese Schwaden keine natürliche Ursache haben konnten. Das gab es einfach nicht. Um Nebel entstehen zu lassen, mußten verschiedenartige Luftmassen zusammentreffen, und auch dann konzentrierte sich der Nebel nicht nur auf eine Stelle, wie es vor ihm der Fall war.

Zudem sah er so seltsam aus.

Das war kein normaler Nebel. Er kannte ihn ja aus England, wenn man oft nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Dieser hier schimmerte in einem seltsamen Blau.

Wie der Rand des Mondes.

Blaugrauer Nebel, der sich bewegte, in seinem Innern wallte und sich drehte, dabei aber nicht von der Stelle kam und dort, wo Darwood ihn

zuerst gesehen hatte, lauerte.
Der Agent schluckte, ohne den Kloß, der in seiner Kehle drückte, wegzubekommen.
Die Furcht war da, und sie blieb auch. Was hatte der Nebel zu bedeuten? Woher war er gekommen?
Henry Darwood rührte sich nicht. Er beobachtete zunächst nur, und dann glaubte er, innerhalb der dichten Schwaden eine Bewegung zu erkennen.
Dort stand jemand!
Kalt rann es über seinen Körper. Von Sekunde zu Sekunde schälten sich die Umrisse dieser Gestalt deutlicher hervor. Sie schien aus dem Boden zu wachsen und innerhalb des Nebels entstanden zu sein.
Darwood spürte etwas von der Atmosphäre des Unerklärlichen und Unheimlichen, die den Friedhof schwängerte und sich ihm mit unsichtbaren Händen näherte, um zugreifen zu können.
Wer war dieser Mensch?
Wirklich ein Mensch? Darwood schüttelte den Kopf. Er gab sich damit selbst eine Antwort.
Der Nebel wanderte.
Bisher hatte er sich nicht vom Fleck gerührt, doch als die von den blauen Schwaden eingehüllte Gestalt einen ersten Schritt in Darwoods Richtung machte, bewegte sich auch der Nebel mit, als wollte er die Gestalt wie ein Vorhang schützen.
Der Unheimliche innerhalb des Nebels war nicht genau zu erkennen, nur in Kopfhöhe sah Darwood das rötliche Glosen.
Ein Augenpaar!
Zwei rote Punkte in einem Gesicht, das nur mehr zu ahnen war.
Darwood war geschockt. Er stand da und schaute der Gestalt entgegen.
Dabei wirbelten seine Gedanken. Er dachte an seinen Auftrag und auch daran, daß die Gegenseite ihm vielleicht einen Streich gespielt hatte.
Dann wieder kam ihm die Warnung des Taxifahrers in den Sinn. Er hatte von einem Sarazenen-Mond und von einem Köpfer gesprochen.
Alles Begriffe, die in Darwoods Kopf durcheinanderwirbelten, ihn aber zu keinem klaren Ergebnis kommen ließen.
Der Nebel blieb und die unheimliche Gestalt in seinem inneren Ring ebenfalls.
Sie kam näher und näher.
Die halbe Entfernung zu Darwood hatte sie bereits zurückgelegt, und sie machte auch weiterhin den Eindruck, daß sie sich durch nichts aufhalten lassen wollte.
Kein Laut war zu hören. Jeden Schritt setzte die Gestalt in gespenstischer Stille.

Wenn Darwood etwas erreichen wollte, mußte er jetzt reagieren. Vielleicht fliehen.

Das widersprach seinem Naturell. Nein, er hatte noch nie die Flucht ergriffen. Da er nicht an Übersinnliches glaubte, schon recht nicht an Geister, dachte er daran, daß ihm die Gegenseite diesen makabren Streich gespielt hatte.

Das sollte sich ändern.

Henry Darwood zog seine Waffe. Die Schnellfeuerpistole hatte ihm schon manches Mal das Leben gerettet. Sie würde ihn auch in diesen Minuten nicht verlassen.

Der Engländer hatte es sich zur Maxime gemacht, einen Gegner immer nur einmal zu warnen. Reagierte der andere darauf nicht, schoß Darwood eiskalt. So wollte er es auch hier halten. Wenn der Ankömmling seine Sprache nicht verstand, die Waffe redete deutlich genug.

Darwood hob den rechten Arm um eine Idee höher. So zielte das dunkle Loch der Mündung auf die Körpermitte. »Bleib stehen!« warnte er und setzte die gleichen Worte auf spanisch hinterher.

Die Gestalt dachte nicht daran, dem Befehl Folge zu leisten. Sie ging weiter und jetzt sogar schneller.

Einmal hatte Darwood gewarnt. Er wollte seinem Prinzip nicht untreu werden. Auch wenn die Schüsse ihn verrieten, es gab keine andere Alternative mehr.

Er feuerte.

Dreimal zuckte sein rechter Zeigefinger. Dreimal leuchtete blaß das Mündungsfeuer. Wenn Darwood etwas anfing, machte er es richtig. So hatte man es ihm auf der Agentenschule beigebracht. Es reichte nicht, einen Gegner kampfunfähig zu schießen. In diesem harten, Menschen verachtenden Job zählte nur der absolute Erfolg.

Den hatte Darwood!

Alle drei Kugeln trafen. Die Geschosse hämmerten in den Nebel und gleichzeitig in den Körper des Unheimlichen hinein. Die Echos schwangen noch über den einsamen Friedhof, als der Mann die Waffe sinken ließ und sich entspannte.

Jetzt mußte der andere umkippen!

Er tat es nicht!

Darwood glaubte, Hauptdarsteller in einem miesen Film zu sein. Was er hier erlebte, das konnte es nicht geben. Er schoß niemals daneben, und er hatte trotz der bläulichen Wolkenschwaden gesehen, wie die drei Kugeln in den Körper geschlagen waren.

Was war geschehen?

Nichts!

Darwood biß die Zähne so hart aufeinander, daß sie knirschten. Er hörte das Schlagen seines eigenen Herzens überlaut, denn er erkannte

mit Grauen, daß sich die unheimliche Gestalt nicht aufhalten ließ und weiter auf ihn zukam.

Bisher hatte sie nur ihre Füße bewegt. Das änderte sich im nächsten Augenblick, als sie den rechten Arm anwinkelte. Sie trug eine lange Kutte, jedenfalls nahm Darwood das an, und in den Falten der Kutte hielt sie etwas verborgen, das sie nun hervorzog.

Es war ein Schwert!

Eine schmale Klinge, kaum breiter als der Stahl eines Killer-Stiletts.

Trotz der Gefahr, in der sich Henry Darwood befand, erinnerte er sich wieder an die Worte des Taxifahrers.

Begriffe wie Okastra und Sarazenen-Mond waren gefallen.

Das Volk der Sarazenen war kriegerisch gewesen. Die Kämpfer hatten fantastisch mit ihren schmalen Kampfschwertern umgehen können. Sie köpften ihre Gegner…

Und ein solches Schwert stach mit seiner Spitze aus den unheimlich wirkenden blauen Nebelschwaden hervor.

Die Gestalt ging weiter.

Schritt für Schritt kam sie näher. Die Distanz schrumpfte zusammen.

Darwood kostete es Überwindung, stehenzubleiben, doch er wollte noch einen letzten Versuch wagen.

Diesmal zielte er auf den Schädel!

Wegen seiner roten Augen war er sogar gut zu erkennen. Für einen treffsicheren Schützen wie ihn kaum zu verfehlen.

Henry feuerte.

Treffer!

Er flehte förmlich, daß die Kugel den häßlichen Kopf auseinander reißen würde, das war nicht der Fall.

Auch der Kopf schluckte die Kugel!

Der Agent stöhnte auf. In diesem Augenblick wurde ihm klar, daß er gegen den Unheimlichen nicht ankam. Wenn er sein Leben retten wollte, mußte er fliehen.

Für ihn war die Umgebung zu einem Horror-Friedhof geworden.

Noch immer schlug die Glocke. Dünn bimmelte sie und schickte ihren Klang über das Plateau. Für Darwood war es eine Totenmusik, aber er hatte noch nicht aufgegeben. Die unheimliche Gestalt sollte ihn nicht bekommen. Zum Glück war er austrainiert, besaß eine gute Kondition und würde es auch schaffen, dem Wesen durch schnelles Laufen zu entkommen.

Er beeilte sich.

Wie ein Roboter lief er, nachdem er auf dem Absatz kehrtgemacht hatte. Jetzt lag der Friedhof vor ihm, und die Grabsteine kamen ihm plötzlich vor wie geisterhafte Helfer der ihn verfolgenden, unheimlichen Gestalt.

Darwood keuchte. In der kühlen Luft kondensierte der Atem vor

seinen Lippen zu grauweißem Dampf. Er nahm auch nicht mehr den normalen Mittelweg des Friedhofs, sondern kürzte ab.

Quer über die Gräberfelder lief er. Damit hatte er Sekunden gewonnen.

Darwood wußte, daß er verfolgt wurde, doch er hörte nichts. Die unheimliche Gestalt bewegte sich mit einer erschreckenden Lautlosigkeit und dennoch zielstrebig.

Manchmal stützte sich der Mann auch an den Grabsteinen ab, und er sah plötzlich das Denkmal in seiner unmittelbaren Nähe, das er als so unheimlich empfunden hatte.

Es war der auf dem Sockel stehende Engel, der in einer Hand ein Schwert hielt und in der anderen einen Totenschädel.

Darwood drehte den Kopf. Eine schnelle Bewegung, kaum zeitlich zu erfassen, dennoch erkannte der Agent das Gesicht des Engels.

Lächelte er?

Darwoods Augen wurden groß. Er lief nicht mehr weiter und glaubte, ein Zittern des Schwerts erkennen zu können, wobei sich ebenfalls der Kiefer des Totenschädels bewegte.

Das war schon der nackte Terror!

Darwood spürte den Würgegriff der unheimlichen Atmosphäre, die über dem Friedhof lastete, und er hatte plötzlich das Gefühl, in einer lebensgefährlichen Falle zu stecken.

Die schnappte im nächsten Moment zu.

Bevor Darwood reagieren konnte, gab der Boden des Grabs unter seinen Füßen nach. Er sackte in die Tiefe. Ein Schrei verließ seinen Mund. Er schleuderte die Arme in die Höhe, ließ die Pistole fallen, und es gelang ihm, sich mit einer Hand an dem rechten ausgestreckten Arm des Engels festzuklammern.

Ein Fluch drang über Darwoods Lippen. Fast hätte ihn diese heimtückische Falle erwischt. Schnell warf er einen Blick nach links.

Dort kam die Gestalt!

Selbst die aus dem Nebel stechende Schwertspitze besaß einen bläulichen Schimmer.

Noch war die Distanz für eine Flucht groß genug. Darwood gratulierte sich selbst zu seiner hervorragenden Reaktion.

Das änderte sich rasch.

Als er die Beine anziehen wollte, stellte er mit Schrecken fest, daß dies nicht möglich war.

Jemand hielt in der Tiefe seine Füße fest, obwohl er keine Berührung spürte.

Henry Darwood war Realist. Wenn es ihm nicht gelang, diesen Griff zu sprengen, würde der verlassene Bergfriedhof hier im Westen Spaniens zu seinem Grab werden.

Er versuchte alles.

Mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft klammerte er sich am steinernen Arm des Engels fest. Er hatte jetzt beide Hände so hart darum gekrallt, daß die Innenflächen bereits schmerzten, denn das Gestein war rauher, als es beim ersten flüchtigen Hinschauen ausgesehen hatte. Mit Klimmzügen hatte Darwood es oft genug geschafft, über hinderliche Mauern zu klettern. Das versuchte er jetzt auch, doch er kam nicht hoch, weil die Kraft seiner Arme von der an seinen Füßen ziehenden kompensiert wurde.

Darwood hing in der Falle!

Und die Gestalt kam näher.

Sie beeilte sich nicht einmal. Behielt eiskalt die Schrittfolge bei, und gerade dieses langsame Gehen war für den am Arm des Grabengels hängenden Mann wie eine schlimme Folter. Der andere wußte haargenau, daß ihm der Mensch nicht entkommen konnte. Wenn jemand den Friedhof beherrschte, dann der Unheimliche.

Wie unter einem inneren Zwang hatte Darwood den Kopf gedreht. Die Gesichtszüge glichen denen einer Maske, so verzerrt waren sie. Der Schweiß rann in Strömen über seine Wangen, an der Stirn hatte er sich gebildet und konnte von den Brauen nicht mehr aufgehalten werden, so daß er in seine Augen lief und dort salzig brannte.

Darwood schrie nicht, obwohl er es am liebsten getan hätte. Er hing am Arm des steinernen Engels fest und spürte den Sog an seinen Füßen, der aus einer unheimlichen Tiefe drang.

Laß los! Laß doch einfach los! Diese Gedanken kamen ihm automatisch. Noch wollte er nicht. Darwood betrachtete den Arm nach wie vor als einen Rettungsanker, der hoffentlich noch halten würde.

Der Unheimliche war da.

Einen halben Schritt neben Henry blieb er stehen. Umwallt von bläulichen Nebelwolken, in denen das rote Augenpaar wie glühende Brandmale aus der Holle leuchtete.

Sie fixierten und taxierten ihn.

Und er sah das Schwert.

Für einen Moment noch die Spitze, die aus dem Nebel stach. Dann wurde sie seinem Blick entrissen, denn der andere hatte die Klinge zurückgezogen.

Sie war in der blauen Wolke nur mehr zu ahnen, um einen Augenblick später wieder aufzutauchen.

Diesmal schräg und damit gezielt!

Wenn sie diesen Weg nach unten nahm, befand sich auf der Strecke der Hals des Agenten.

Das wußte Darwood.

Für die Dauer eines flüchtigen Gedankens löste sich der Nebel plötzlich auf. Henry Darwood konnte die gesamte Gestalt in all ihrer Schauerlichkeit erkennen, und erst jetzt war er in der Lage, einen

Schrei auszustoßen.
Markerschütternd drang er aus seiner Kehle. Er schien die Luft zerreißen zu wollen und übertönte auch das Pfeifen der Klinge, als sie nach unten sauste.
Urplötzlich brach er ab.
Das Schwert zuckte wieder zurück, tauchte ein in den Nebel, und diesmal schimmerte der Stahl nicht mehr bläulich, sondern besaß einen roten Schlierenschimmer. Rot wie Blut…

***

»Wie hättest du es denn gern?« fragte mich Glenda Perkins und stützte beide Handflächen auf die Tischplatte, wobei sie sich vorbeugte und mich anschaute.
Ich ließ meinen Blick über die aparte Person vor mir wandern, sah einen biegsamen Körper, nicht zu schlank, dessen Oberteil von einem zweifarbigen Pullover eingehüllt wurde. Die beiden Farben - rot und weiß - liefen schräg aufeinander zu. Und weiß war auch der Rock, den Glenda angezogen hatte, denn schließlich war es nur noch vier Stunden bis Mitternacht, dann begann der Frühling.
Glenda hatte sich das Haar kürzer schneiden lassen. Zu einer modernen Sturmfrisur, wie sie mir erklärte, und ihre beiden Ohren lagen frei.
Ich lächelte.
Glenda war eine Frau, zudem meine Sekretärin, und sie kannte mich lange genug. Sie wußte, was das Lächeln bei einem Mann wie mir zu bedeuten hatte, und sie gab darauf die passende Antwort.
»Ich meine nicht mich, sondern das Steak.«
»Wieso?«
»John, willst du mich ärgern? Ich wollte wirklich nur wissen, wie du das Fleisch gern hättest.«
»À la Dracula!«
»Was heißt das denn?« fragte sie erstaunt.
»Besonders blutig.«
Sie schlug sich gegen die Stirn. »Also kurz gebraten und englisch.«
»Richtig.«
»Dann lasse ich dich allein.« Sie deutete auf den Salat. »Aber nicht naschen.«
»Wie käme ich dazu?«
»Trau schau wem.«
Lachend drehte sich Glenda Perkins um und ließ mich in ihrem Wohnraum allein zurück.
Ich lehnte mich in den Sessel und streckte die Beine aus. Es war ein herrlicher Abend. Dazu hatten wir Samstag, und im Augenblick gaben sogar die Dämonen Ruhe. Auch der Teufel rührte sich nicht. Nach

seiner letzten Niederlage in der Bingo-Halle brauchte er wohl einige Zeit, um sich eine neue Gemeinheit auszudenken.

Schon oft genug hatten Glenda und ich versucht, uns zu verabreden.

Immer war etwas dazwischengekommen. Meist lag es an meinem Job, doch diesen Abend wollte ich genießen. Und wahrscheinlich nicht nur den Abend, sondern auch die Nacht. Jedenfalls hatten wir keine Uhrzeit für eine Beendigung unseres Zusammenseins abgemacht.

Das kam mir sehr gelegen.

Glenda befand sich in der Küche. Ich hörte sie singen und mit einer Pfanne hantieren.

»John!«

Ich schreckte regelrecht in die Höhe, als ich ihre Stimme vernahm.

»Was ist denn?«

»Kannst du mal kommen?«

»Wenn es sein muß.« Als ich diese Antwort gab, dachte ich daran schon wie ein alter Ehemann geredet zu haben.

Ich stand auf.

Glenda fand ich vor dem Herd. Sie hatte eine Schürze umgebunden und hielt in der rechten Hand eine Steakgabel. Die beiden Spitzen zuckten ein paarmal hin und her, als sie damit auf eine Anrichte wies.

»Was soll das?«

»Da steht der Wein!«

»Der rote?«

»Ja. Sogar aus Frankreich. Ein Burgunder. Trink ihn nicht wie Bier, du Kulturbanause.«

»Keine Sorge«, sagte ich, als ich die Flasche an mich nahm. »Ich werde ihn kauen.«

»Das traue ich dir zu.«

»Und wo ist der Korkenzieher?«

»Im Wohnraum. In der großen Regalschublade.«

»Schlechte Organisation«, bemängelte ich und grinste dabei. »Ich sehe schon, hier fehlt der männliche Arm.«

»Ich finde mich prima zurecht, keine Sorge.«

Diese Worte erreichten mich, als ich die Küche schon verlassen hatte.

Die Rotweingläser standen neben den geschickt zusammengefalteten Servietten auf dem weißen Tischtuch.

Den Korkenzieher fand ich nach einigem Suchen und begab mich daran, die Flasche zu öffnen.

Ich trinke zwar gern einen guten Schluck Wein, zum Flaschenöffnen habe ich allerdings kein Talent. Der Korken brach ab. Zweiter Versuch.

Es klappte wieder nicht.

Beim drittenmal hatte ich es geschafft. Da betrat Glenda den Raum, sah die Korkenkrümel und schüttelte den Kopf. »Ich hätte es mir

denken können. Im Bierdosen Aufziehen Weltmeister, im Öffnen der Weinflaschen nicht einmal Kreisklasse.«

»Ich kann ja üben.«

Glenda lachte. »Leider habe ich nur zwei Flaschen Wein.«

»Wenn wir die leerhaben, kippen wir beide um.«

»Bitte, John, schenk ein.«

Das tat ich auch, und es klappte. Kein Tropfen ging daneben. Es rann auch keiner an der Außenseite der Flasche nach unten, so konnte ich zufrieden sein.

Wir hatten bewußt auf die Vorspeise verzichtet. Es gab nur knackige Frühlingssalate und die schweren voluminösen Steaks, die Glenda schon auf die beiden Teller gelegt hatte.

»Soße?« fragte sie.

»Wonach schmeckt sie denn?«

»Ich habe ein wenig Pfeffer genommen.«

So etwas aß ich gern, nahm einen Löffel Soße und griff auch zur bereitstehenden Pfeffermühle, um noch nachzuwürzen.

Glenda legte mir inzwischen die Salatkombination auf den Teller. Das Dressing bestand aus kalorienarmem Joghurt.

Wir saßen uns gegenüber und prosteten uns zu. Über die Flamme der Kerze schaute ich Glenda an. In ihren Augen sah ich einen Ausdruck, den Frauen haben, wenn der Abend zu zweit noch in die Nacht übergehen sollte.

Ich wollte mich überraschen lassen.

Wir tranken.

Der Wein war in der Tat exzellent. Er besaß nicht soviel Säure, war mundig und weich.

Ich bekam allmählich Appetit. Der Duft des Steaks kitzelte in meiner Nase, und auch der Geruch des warmen Ofenbrots regte meinen Hunger an. Ich hatte bisher nicht gewußt, daß Glenda so vorzüglich Steaks braten konnte. Es war weich wie Butter. Ich mußte ihre Kochkünste loben.

Während des Essens unterhielten wir uns kaum. Fleisch, Salat und Brot waren einfach zu gut. Hin und wieder tranken wir einen Schluck Wein. Selten in letzter Zeit hatte ich mich so wohl gefühlt wie an diesem Abend. Hin und wieder bestrich ich das Brot mit Kräuterbutter, die in einem kleinen Fäßchen bereitstand, und als ich Wein nachschenkte, hatte ich bereits die Hälfte des Steaks gegessen.

Glenda lächelte, als sie sah, wie gut es mir schmeckte. Immer dann, wenn sie sich vorbeugte, geriet ihr Gesicht näher in den Schein der Kerzen, so daß die Haut einen unwirklichen, romantischen Farbton bekam. Aus den beiden Lautsprechern der Stereo-Anlage drang leichte Begleitmusik. Chopin. Nicht aufdringlich, aber gerade richtig für ein Essen zu zweit.

Ich hatte auch Blumen mitgebracht. Der duftende Frühlingsstrauß stand auf einem kleinen Tisch in der Ecke. Hin und wieder warf Glenda einen Blick auf die farbenfrohe Pracht.

Wir ließen uns Zeit. Als Glenda etwa eine Stunde später das Dessert servierte, Feigen mit heißer Vanillesoße, war ich schon fast satt.

Dennoch aß ich den Teller leer.

Danach stöhnte ich auf und drückte beide Hände gegen meinen Bauch.

»Jetzt paßt wirklich nichts mehr rein.«

Glenda zog ein enttäuschtes Gesicht. »Auch nicht ein Kaffee?«

»Von dir gekocht?«

»Natürlich. Aber keiner, wie du ihn im Büro bekommst, sondern ein Spezial-Mokka. Der weckt nicht nur Tote auf, er holt auch Zombies aus den Gräbern.«

Ich schielte sie an. »Habe ich den nötig?«

»Sonst schläfst du mir noch ein.«

»Hast du noch etwas vor?«

Glenda stand auf. »Vielleicht…«

Na, dann konnte mir ja noch etwas bevorstehen.

Glenda war schnell wieder da. Sie balancierte ein Silbertablett auf ihren Händen. Ich sah eine Mokkakanne und zwei kleine Tassen. Das Porzellan war sehr dünn und zeigte ein handgemaltes Blümchenmuster.

»Das habe ich von meinen Urgroßeltern geerbt«, erklärte mir Glenda.

Auf dem kleinen Couchtisch stellte sie das Tablett ab. »Komm, wir nehmen den Mokka hier.«

Dagegen hatte ich nichts. Ich nahm den Wein und die beiden Gläser mit. Glenda schenkte den Mokka ein und setzte sich neben mich.

Sie hatte nicht übertrieben. Wenn ich den Bürokaffee mit diesem Mokka verglich, so war das ein Unterschied wie Tag und Nacht. Dieser hier konnte wirklich Zombies aus den Gräbern holen, wenn sie ihn einmal gekostet hatten.

»Und?«

Ich setzte die kleine Tasse ab. »Der holt nicht nur Zombies zurück, der bringt mich auch auf 100.«

Glenda legte den Kopf zurück und lachte. »Wie sieht das denn aus, Geisterjäger?«

»Soll ich es dir zeigen?«

»Wenn du willst.«

Ich beugte mich nach rechts hinüber. Plötzlich lag mein Arm auf ihrer Schulter, so daß ich Glenda herumdrehen konnte. Dicht sah ich ihren Mund vor mir. Die Lippen öffneten sich bereits.

Wenn das keine Aufforderung war…

Sekunden später spürte ich sie. Und ich bewies Glenda mit diesem

Kuß, wie wach mich der Mokka gemacht hatte. Als wir uns lösten, waren wir beide ein wenig atemlos.

Unsere Augen glänzten. Das lag nicht nur an den Getränken.

»Nun?« fragte ich.

»Tatsächlich, der Mokka scheint es in sich zu haben.«

»Das geht sogar noch weiter.«

Glenda nahm meine Hand. »Wie weit denn?«

Ich ging auf das Spiel ein und wiegte den Kopf. »Kommt darauf an, wieviel Zeit wir haben.«

»Wenn es nach mir geht, jede Menge.«

»Auch ich habe nichts zu versäumen.«

»Dann nimm noch einen Schluck Mokka.« Glenda schwang die Beine hoch und legte sie auf die Couch. Daß dabei ihr Rock hochrutschte, störte sie nicht weiter.

Meine Sekretärin, eigentlich war Glenda mehr als das, trug sehr feine Strumpfhosen. So dünn, daß sie sich kaum von ihrer Haut abhoben. Ich schaute auf die Knie, und Glenda erinnerte mich wieder an den Mokka.

Bevor er kalt wurde, wollte ich ihn trinken. Danach mußte ich die Kassette wechseln. Der Zauber des langen Augenblicks war ein wenig verflogen.

Ich sorgte dafür, daß er zurückkehrte, und Glenda hatte auch nichts dagegen. Alles lief glatt, sogar die zweite Flasche Rotwein öffnete ich ohne Schwierigkeiten.

Der Mokka hatte gewärmt, der Wein brachte ebenfalls das Blut in Wallung, hinzu kam bei mir Glendas Nähe, so daß uns zwangsläufig zu warm wurde.

Es war Glenda, die den Vorschlag machte, alles Beengende auszuziehen.

Danach glich ihre Frisur einem Schnitt, durch den ein Orkan gefahren war.

»Dagegen habe ich nichts.«

»Hilfst du mir, John?« fragte sie, wobei ich ihre Zungenspitze an meinem Ohrläppchen spürte.

Sehr gern half ich ihr. Und nicht nur das. Wir halfen uns gegenseitig.

Zum Glück war die Couch groß genug. Sie bot uns beiden Platz. Es brannten nur mehr zwei Kerzen. In den Gläsern funkelte der Wein, dazu die Klaviermusik im Hintergrund. Es war eine Stimmung, die man kaum beschreiben kann. Glenda lag auf dem Rücken. Mit dem rechten Zeigefinger zeichnete ich die Umrisse ihrer Figur nach.

Auf ihren Lippen sah ich das Lächeln. Gleichzeitig streckte sie mir beide Arme entgegen, und ich wußte genau, was sie mit dieser Geste andeuten wollte.

Nur zu gern nahm ich die Aufforderung an. Wir sanken uns in die

Arme, und dann gab es nichts mehr um uns herum. Wir waren völlig wehrlos und überließen uns nur unseren Gefühlen.

Es war nicht das erste Mal, daß wir miteinander schliefen, aber diesmal genossen wir es wohl mehr.

Später tranken wir Wein. Ich hatte eine Decke geholt. Mehr liegend als sitzend hatten wir es uns auf der Couch bequem gemacht. Manchmal, wenn ich Glenda anschaute, hatte ich das Gefühl, als würden ihre Pupillen ebenso glänzen wie die Flüssigkeit im Glas.

»Wie spät haben wir es denn?« fragte ich nach einer Weile.

Glenda winkte ab. »Zeit genug.«

»Dann schickst du mich nicht nach Hause?« Ich tat sehr überrascht.

»Hast du damit gerechnet, John?«

»Eigentlich nicht.«

»Na bitte.« Sie hob die bloßen Schultern. Für einen Moment bildete sich darauf eine Gänsehaut. Als ich sie mit meinen Lippen berührte, spürte ich noch immer die Wärme.

Glendas Hand strich über meinen Rücken. »Uns bleibt noch die ganze Nacht. Morgen ist Sonntag, wir können in Ruhe frühstücken, wieder einen normalen Kaffee trinken und im Hyde Park oder an der Themse einen Bummel machen. Oder hast du dich verabredet?«

»Nein, mit wem?«

Glenda lachte hell. »Schließlich bist du ein freier Mensch. Und wenn es nur mit Suko gewesen ist.«

»Er weiß nicht, wo ich bin. Ich weiß nicht, wie er den Sonntag verbringen will. Wir sind wirklich frei.«

»Das ist gut.«

Ich drückte mich wieder hoch und griff zum Weinglas. Die Kerzen waren schon weit heruntergebrannt.

Ein Glas reichte ich Glenda. Dann stießen wir an.

Plötzlich zerstörte das Telefonläuten unsere Stimmung.

»Höre ich richtig?« fragte ich.

Glenda nickte. »Leider.«

»Erwartest du Besuch?«

»Der ist schon gekommen.«

Ich hob die Schultern. »Dann heb doch ab.«

»Nein«, erwiderte Glenda. »Nicht jetzt.« Sie trommelte mit der Faust auf die Couch. »Ich will nicht, verflixt.«

Als hätte der Apparat ihre Worte verstanden, so hörte das schrille Läuten auf.

»Na bitte«, sagte Glenda, »vielleicht nur falsch verbunden.«

Das wollte ich nicht so recht glauben, hielt jedoch den Mund, um sie nicht zu beunruhigen.

Glenda stand auf. Dabei rutschte die Decke von ihrem Körper, und sie stand so vor mir, wie der liebe Gott sie geschaffen hatte, wobei ich

zugeben mußte, daß er sich bei ihr besonders viel Mühe gegeben hatte.

»Trotzdem, John, irgendwie ist die Stimmung hin.«

Ich brauchte nur meine Hand auszustrecken, um über die Außenhaut ihrer Oberschenkel zu streichen. »Das, meine liebe Glenda, läßt sich aber wieder ändern.«

Sie beugte sich mir entgegen. »Meinst du?« fragte sie mit rauchiger Stimme.

»Natürlich.« Ich löste meine Hand und wollte sie an eine andere, sehr ausgeprägte Stelle wandern lassen, als der Apparat wieder anfing zu läuten.

Sogar Glenda konnte schimpfen. Das hörte ich in diesen Augenblicken. Sie lief hin, riß den Hörer von der Gabel und rief: »Es ist keiner da. Wer immer Sie auch sein mögen.«

Ich beobachtete sie genau. Glenda wandte mir ihr Profil zu, und ich erfreute mich an ihrem Anblick.

»Sie sind es, Sir!«

Mir schwante ja Übles. Wenn Glenda so sprach, konnte sie eigentlich nur einen meinen. Gleichzeitig schaute sie in meine Richtung, wobei ich mit beiden Händen abwinkte.

»Nein, Sir, John ist nicht hier. Wie sollte er auch…«

Dann zuckte Glenda zusammen, denn sie schien eine scharfe Erwiderung bekommen zu haben.

Ich kam mir vor wie James Bond. Der wurde auch immer gestört, wenn es am schönsten war.

Also stand ich auf und ging zu Glenda hin. Sie hob die Schultern und gab mir den Hörer. Dabei flüsterte sie: »Du kannst es dir bestimmt denken, John.«

Ich nickte nur. Bevor ich noch dazu kam, etwas zu sagen, vernahm ich schon die Stimme meines Chefs, Sir James.

»Wenn Sie schon eine Nacht mit Ihrer Sekretärin verbringen, dann lassen Sie sich wenigstens nicht verleugnen, oder stellen Sie es so geschickt an, daß es niemand merkt.«

»Von einer ganzen Nacht hatten wir noch nicht gesprochen, Sir.«

»Das ist mir auch egal. Ich brauche Sie.«

»Wann?«

»Sofort.«

»Toll. Und wo?«

»In meinem Büro.«

»Sir, es ist Wochenende.« Obwohl ich das sagte, war ich schon entschlossen zu fahren. Das wußte auch Glenda, denn sie brachte mir bereits die Kleidung.

»Das weiß ich, Sinclair.« Jetzt war der Alte sauer. »Auch ich habe Wochenende, wie Sie sich vorstellen können.«

»Sagen Sie bloß.« Manchmal mußte ich einfach ironisch werden. »Soll ich Suko mitbringen?«
»Nein, nur Sie.«
»Ist gut, Sir, ich mache mich dann auf die Socken.«
»Wie? Haben Sie die auch ausgezogen?« Das war seine letzte Bemerkung, dann legte er auf.
»Ein Ekelpaket«, kommentierte Glenda und schüttelte den Kopf. Sie hatte sich einen dünnen Morgenmantel übergestreift, der durchsichtig war und mehr zeigte, als er verbarg. Mir wurde schon wieder ein wenig warm ums Herz. »Woher wußte er eigentlich, daß wir beide zusammen sind?«
»Sir Powells Arm gleicht dem eines Kraken. Es gibt, so glaube ich, nichts, was er nicht erfährt. Ist nun mal so.« Ich stieg in meine Hose und band mir danach die Krawatte.
»Und du willst wirklich fahren?«
Ich lachte auf. »Wollen ist gut. Wäre ich jetzt hier geblieben, hätte es Ärger gegeben. Wie ich den Alten kenne, wäre er persönlich erschienen.«
»Das ist ihm zuzutrauen«, gab Glenda mir recht.
Das Jackett hing in der Diele. Als ich es übergestreift hatte, schmiegte sich Glenda an mich. Wieder fühlte ich unter dem dünnen Stoff ihre warme, weiche Haut.
»War es denn wenigstens schön?« hörte ich sie flüstern.
»Schön?« Ich lachte rauh. »Das ist gar kein Ausdruck.«
»Und wann wiederholen wir den Abend?«
»Frag mal Asmodis und einige andere.«
»Das werde ich auch. Und ich werde jedem verbieten, dann anzurufen. Klar?«
»Noch klarer.«
Glenda bot mir ihren Mund. Ich nahm die Einladung an. Fast schaffte sie es noch, mich zurückzuhalten. Ich mußte mich wirklich zusammenreißen, löste mich abrupt und öffnete die Tür.
»Und gib auf dich acht«, rief Glenda mir nach.
»Natürlich, dito…«
Dann war ich weg. Mein Wagen hatte mich wahrscheinlich verraten.
Er stand direkt vor dem Haus. Beim nächstenmal würde ich mit einem Taxi kommen.
Ich hatte nicht zuviel getrunken, startete und schaltete das Radio ein.
Hämmernder Rock sprengte fast die Lautsprecher. Diese fetzige Musik entsprach genau meiner Stimmung.
Sie machte mich hart und aggressiv. Zum Glück übertrug sich das nicht auf meinen Fahrstil.
Das Yard Building betrat ich durch den Hintereingang. Die Halle war leer. Der Portier sah mich, winkte mir zu und rief: »Sie werden schon

erwartet, Sir.«

»Ich weiß Bescheid.«

Mit dem Lift jagte ich nach oben, betrat das Zimmer meines Chefs, sah ihn und einen anderen Mann und noch etwas, das mich fast aus den Pantinen haute.

Auf Sir James Powells Schreibtisch hatte schon viel gestanden. So etwas wie in dieser Nacht hatte ich bei ihm allerdings noch nicht gesehen.

Es war ein gelblich schimmernder Totenschädel!

»Ist der echt?« fragte ich zur Begrüßung und deutete auf ihn.

»Echter geht es nicht mehr«, erwiderte Sir James und fügte noch eine Schockmeldung hinzu. »Er gehört einem Kollegen von Ihnen, John.«

»Wem denn?«

»Das werden Sie gleich erfahren«, meldete sich der zweite Mann und schaute mich an.

Erst jetzt kam ich dazu, ihn genauer zu mustern. Der Knabe war um die fünfzig herum und trug Zivil. Sein Anzug und auch seine Haltung erinnerten mich an einen Offizier. Der fühlte sich in einer Uniform bestimmt wohler.

»Das ist Colonel Snyder«, machte mich Sir James mit dem Knaben bekannt. »Ihm untersteht die Abteilung Auslandsaufklärung und NATO-Flankenschutz, wenn ich das mal so locker sagen darf.«

»Sie sind Geheimdienstmann, Colonel?«

»Korrekt.«

Ich lachte. »Dann ist ja alles klar.«

»Das glaube ich kaum.« Sir James schüttelte den Kopf, nahm einen Bleistift in die Hand und drehte ihn zwischen zwei Fingerkuppen. »So klar ist es nicht, John. Es geht um den Schädel.«

»Der einem Kollegen von mir gehörte.«

»Kollegen nur im entferntesten Sinne«, rückte Snyder die Tatsachen gerade. »Henry Darwood arbeitete für meine Abteilung. Er war Außenagent und in Spanien eingesetzt.«

»Wo es ihn dann erwischte«, folgerte ich.

»Genau, Sinclair. Er kehrte von seinem letzten Einsatz nicht zurück. Man schickte uns aber dies.« Snyders ausgestreckter Zeigefinger deutete wie eine Speerspitze auf den bleichen Schädel.

»Aus Spanien?« fragte ich.

»So ist es.«

»Und Sie sind sich sicher, daß dies der Schädel des Agenten Henry Darwood ist?«

»Absolut. Sonst hätten wir Sie nicht kommen lassen, Sinclair.«

»Darf ich fragen, was *ich* damit zu tun habe? Und welchen Job Sie mir zugedacht haben?«

»Sir dürfen«, antwortete Snyder in seiner knappen Art. »Aber ich

muß Sie zu strengstem Stillschweigen vergattern.«

Ich warf Sir James einen langen Blick zu. »Schon wieder? Das hatten wir doch…«

Mein Chef hob die Schultern, was den Colonel anscheinend ein wenig irritierte. »Nimmt Ihr Mann die Aufgabe nicht ernst?« fragte er.

»Das schon. Vielleicht sogar ernster als andere.«

»Es kann aber sein, daß ich das Militär nicht ernst nehme.« Den Satz mußte ich einfach bringen.

Snyder spielte Tomate. So rot lief er an. In einer Kaserne hätte er mich wahrscheinlich zusammengebrüllt, so sagte er nur: »Sinclair, wenn ich nicht wüßte, daß Sie einiges geleistet haben, dann…«

»Wäre ich vermutlich gar nicht hier«, beendete ich den Satz nicht im Sinne des Colonels.

Diese Militärtypen ärgern mich jedesmal, weil sie sich immer für etwas Besseres halten und auf »normale« Menschen oft nur mit Verachtung schauen.

Colonel Snyder wurde sachlich. Auch ich spitzte jetzt die Ohren. Daß ich mitten in der Nacht hier saß, mußte schließlich seinen starken Grund haben.

»Vor vier Monaten ungefähr bekamen wir von Henry Darwood die letzte Meldung.«

»Aus Spanien?« fragte ich.

Er nahm mir die Unterbrechung nicht übel und sagte einfach nur »Ja.«

Er räusperte sich. »Dann kam nichts mehr. Bis man uns gestern den Schädel gab. Irgendwelche Leute haben ihn Claudia Darwood, Henrys Schwester, geschickt.«

Ich runzelte die Stirn. »Sie wissen genau, daß es sich um seinen Kopf handelt?«

»Natürlich. Wir haben den Schädel untersucht. Das ist Henry Darwoods Kopf. Man hat ihn abgeschlagen. Die Experten meinen, daß dies durch ein Schwert geschehen ist.«

»Woran hat Darwood denn gearbeitet?«

Der Colonel gab mir die Antwort nicht direkt. Er warf zunächst Sir James einen fragenden Blick zu. Da wußte ich schon Bescheid. Es ging mal wieder um ungeheuer wichtige Geheimnisse. Wieder einmal hing das Wohl und Wehe des Landes davon ab, und nur wenige Eingeweihte durften wissen, um was es sich handelte.

Sir James lächelte. »Wenn Sie Oberinspektor Sinclair holen lassen, zudem noch mitten in der Nacht, müssen Sie sich damit vertraut machen, ihm auch zu berichten, um was es sich handelt. Ich habe Ihnen schon gesagt, Colonel, John Sinclair ist ein Mann, der Geheimnisse hüten kann. Das hat er oft genug bewiesen. Mittlerweile haben dies sogar die Russen herausgefunden. Sie holten ihn und

seinen Freund Suko nach Moskau und Sibirien, um eine Zombieplage zu stoppen.[1] Deshalb sehe ich keinen Grund, ihn nicht einzuweihen. Aber das ist letztendlich Ihre Entscheidung.«

Der Colonel blickte mich überrascht an. Daß ich in Rußland einen Fall gelöst hatte, war ihm wohl nicht geheuer.

»Wir haben hier andere Probleme. Es geht um die NATO und um eine Separatistenbewegung.«

»Die Basken?« fragte ich, weil Spanien ja angekündigt worden war.

»So ist es.«

»Sie haben also Darwood gegen die Basken eingesetzt?«

»In der Tat, Mr. Sinclair.« Der Colonel hatte sich entschlossen, die Karten auf den Tisch zu legen. »Die Basken brauchen Geld, um ihren Freiheitskampf finanzieren zu können. Aus diesem Grunde hat sich dort eine kleine Gruppe abgespalten, die versucht, an militärische NATO-Geheimnisse heranzukommen. Das scheint ihnen gelungen zu sein, denn sie wollte diese Geheimnisse der Gegenseite verkaufen.«

»Dem Osten also.«

»Sehr richtig. Es ging da um Dinge, die die Westflanke der NATO betreffen. Spanien wurde mit hineingezogen. Stützpunkte und so weiter. Na ja, das braucht sie nicht im einzelnen zu interessieren. Jedenfalls schickte man uns den Kopf.«

»Sie kennen die Mörder?« fragte ich gedehnt.

»Das ist das Problem«, gab der Colonel zu. »Ich weiß wirklich nicht, ob ich sie kenne. Eigentlich deutete alles auf die Basken hin…«

»Aber?«

Er hob die Schultern. Selbst diese Bewegung geschah zackig. »Es gibt da Dinge, die mich stutzig machten. Und zwar bin ich durch Claudia Darwood darauf gestoßen. Sie hatte zuletzt Kontakt mit ihrem Bruder. Er hatte ihr einen Brief geschrieben.«

»Kann ich ihn sehen?«

»Nein, ich habe ihn nicht mitgebracht, aber ich kenne seinen ungefähren Inhalt. Dabei können wir davon ausgehen, daß Henry Darwood keine militärischen Geheimnisse verriet. Der Brief war an sich privat gehalten, bis auf eine Sache, die uns unheimlich erschien. Sie drehte sich um einen Friedhof.«

»Wo?«

»In Spanien. Der Friedhof gehört zu einem kleinen Ort namens Campa. Alle Spuren weisen auf diesen Friedhof hin. Dort wollte Darwood den Fall lösen.«

»Aber er hat es nicht geschafft?«

»Genau. Weil auf dem Friedhof etwas passiert sein muß, daß nicht mehr unsere Sache ist.«

»Weshalb nicht?«

»Ich weiß es von Claudia Darwood. Sie ist nämlich nach Spanien

gefahren.«
»Hat man ihr dort den Schädel gegeben?«
»Nein, man sagte ihr nur, daß sie ihn irgendwann einmal zugeschickt bekommen würde. Was ja nun geschehen ist.«
»Mehr wissen Sie nicht?«
»Nein. Dennoch muß dieses Zuschickritual des Schädels einen bösen Hintergrund haben, den Sie aufklären sollten, denn Claudia Darwood sprach von einem alten Spuk, der in dieser Gegend…« Colonel Snyder wußte nicht so recht, wie er weitersprechen sollte, aus diesem Grunde sagte er gar nichts.
Sir James schaute mich an. Wenn ich seinen Blick sah, wollte er meine Ansicht hören.
»Ziemlich vage, Sir.«
»Das meine ich auch.« Um seine Lippen zuckte ein Lächeln. »Aber glauben Sie nicht, John, daß Sie schon Fälle übernommen haben, die noch vager waren und weniger Spuren besaßen?«
»Das stimmt.«
»Dann fliegen Sie nach Spanien.«
»Allein?«
»Sie werden dort Claudia Darwood treffen«, erklärte Colonel Snyder.
Ich winkte ab. »So meine ich das nicht. Sollte ich nicht Suko mitnehmen.«
Dagegen hatte Snyder etwas. »Also, da spiele ich nicht mit. Es reicht einer. Zudem ist Ihr Partner ein Chinese…«
Ich sprang wütend auf. »Was hat das denn damit zu tun?« fuhr ich den Oberst an.
»Nun ja. Er könnte erpreßbar sein…«
Ich schlug mir gegen die Stirn. »Wann bringt ihr Militär endlich einmal die Gehirnwindungen in die richtigen Formen und Lagen. Ich glaube, das wird nie geschehen.«
»Er könnte ja nachkommen«, versuchte es Sir James mit einem Kompromiß.
»Vielleicht.«
»Sie haben eigentlich schon zuviel gehört«, versuchte Snyder sich zu verteidigen. »Deshalb…«
»Lassen Sie es, Colonel. Tun Sie mir den Gefallen und kommen Sie mir nicht mehr mit diesem Kram.«
Es war wie immer. Mit den Militärs kam ich überhaupt nicht zurecht.
Da war es fast so gut wie unmöglich für mich, eine gemeinsame Basis zu finden. Jedenfalls war ich immer auf Schwierigkeiten und Ärger gestoßen. Eine Frage hatte ich noch.
»Weiß Claudia Darwood eigentlich, daß ich nach Campa komme?«
»Ich glaube nicht.«
»Aber sie ist dort?«

»Ja, wieder hingeflogen.«

»Es ist Ihre Entscheidung, John«, sagte Sir James.

Ich schaute auf den gelblich schimmernden Schädel. Seine Haut war seltsam stumpf, die leeren Augenhöhlen, das Loch, wo einmal die Nase gesessen hatte, kaum vorstellbar, daß es sich hierbei um den Kopf eines Menschen gehandelt hatte.

Henry Darwood war mir nie begegnet. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen, und er war nur im entferntesten Sinne ein Kollege von mir gewesen.

Wenn ich nicht fuhr und es sich im nachhinein herausstellte, daß Schwarze Magie in diesem Fall mitgemischt hatte, würde ich mir für den Rest meines hoffentlich noch langen Lebens immer Vorwürfe machen.

Deshalb stimmte ich zu.

»Ich werde fliegen, Sir«, sagte ich zu meinem Chef gewandt.

Der Superintendent nickte. Es zeigte mir, daß er nichts anderes erwartet hatte.

»Auch allein?« fragte der Colonel.

»Tun Sie ihm den Gefallen, John.«

Ich wollte meinen Chef nicht enttäuschen und stimmte deshalb zu.

Der Colonel erhob sich. »Dann wären ja alle Unklarheiten beseitigt. Genaue Informationen darüber, wo sich Ihr Einsatzort befindet, habe ich Ihrem Vorgesetzten zukommen lassen. Gentlemen.« Der Oberst nahm seine Mütze und setzte sie auf. »Ich wünsche Ihnen viel Erfolg.« An der Tür drehte er sich noch einmal um. »Da wäre noch etwas«, sagte er und lächelte knapp. »Henry Darwood hatte einen Kontaktmann in der Nähe oder im Ort, ich weiß es nicht genau. Falls Sie Hilfe brauchen oder Unterstützung, wenden Sie sich an diesen Mann namens Romero Sanchez.«

Der Name war so einprägsam, daß ich ihn nicht aufzuschreiben brauchte. Den behielt ich so.

Als der Colonel verschwunden war, atmeten wir beide auf. Auch Sir James war von den Militärs nicht übermäßig begeistert. Er mochte es ebenfalls nicht, daß sie sich für den Nabel der Welt hielten.

»Dann habe ich mal wieder den Schwarzen Peter«, erklärte ich und lachte. »Wie hätte es auch anders sein können.«

»Und was halten Sie von der Sache?«

Ich hob die Schultern. »Das wird sich ja in den nächsten Tagen herausstellen. Mir paßt nur nicht, daß Suko nicht dabei sein soll.«

Sir James nahm einen Bleistift auf und drehte ihn wieder zwischen den Fingern. Dabei runzelte er die Stirn. »Ich habe dazu bewußt keinen Kommentar gegeben. Fliegen Sie allein hin, ich halte Suko in Reserve. Wenn Sie ihn benötigen, rufen Sie an.«

»Gibt es in dem Kaff Telefon?«

»Keine Ahnung.« Sir James klappte eine Mappe auf. »Was Sie an Informationen wissen müssen, habe ich hier. Der Ort liegt zwar ziemlich einsam, aber die Stadt La Coruña liegt in der Nähe. Und dort gibt es einen Flughafen.«

»Auch für Jets?« fragte ich spöttisch.

»Bestimmt nicht. Sie müssen sowieso über Madrid.« Sir James lächelte. »Und viel Zeit haben Sie auch nicht mehr. Sie kennen das Spiel ja. Das Ticket ist schon gekauft…«

***

Als kleines Mädchen hatte sie oft Angst gehabt. Wenn andere Kinder kamen und sie verhauen wollten, war Claudia Darwood stets in die Arme ihres Bruders geflüchtet, der sie dann gegen die Horde verteidigt hatte, auch wenn er dabei so manche Schramme abbekommen hatte.

Diese Erlebnisse hatten das Verhältnis der Geschwister untereinander geprägt. Jeder wußte, daß sich einer auf den anderen verlassen konnte.

Das war auch so geblieben, als beide älter wurden. Der Kontakt brach nie ab.

Nur über eines sprach Henry nicht, wenn er die Schwester besuchte.

Über seine Arbeit.

Dabei wußte Claudia, daß er für irgendeinen Geheimdienst arbeitete, doch sie hatte nie Fragen gestellt. Es gab viel wichtigere Dinge. Sie waren beide nicht verheiratet. Claudia hatte nie den richtigen gefunden, jetzt war sie mittlerweile Dreißig, im Beruf erfolgreich, sie leitete zusammen mit einem Kollegen einen Supermarkt, und dachte auch nicht mehr an eine Bindung.

Zwei bis dreimal im Jahr hatte sie sich mit ihrem Bruder getroffen und nette Tage verbracht.

Nun war er tot.

Gestorben in einem fremden Land, wie er es eigentlich immer vorausgesehen hatte.

Fern der Heimat, in Spanien, und auf eine Art und Weise, die grauenvoll war.

Man hatte ihm den Kopf abgeschlagen.

Claudia schluckte, als sie daran dachte. Ihr war der Kopf zugeschickt worden. Sie erinnerte sich genau an den Tag, als es geschehen war, und diese Tatsache hatte etwas in ihrem Leben verändert. Sie nahm Urlaub und schwor sich, den oder die Mörder ihres Bruders zu finden.

Es war nicht leicht gewesen, herauszubekommen, wo er zuletzt agiert hatte, doch wenn Claudia sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnte sie sehr zäh sein.

Wie in diesem Fall.

Es war ein Ort im Nordwesten Spaniens, in einer verdammt windigen

Ecke. Dort gab es noch zahlreiche Basken, die sich gegen die Regierung auflehnten und gegen die Henry wahrscheinlich gearbeitet hatte.

Dennoch wollte Claudia nicht so recht glauben, daß ihn die Basken auf diese schlimme Art und Weise getötet hatten.

Da mußte es noch etwas anderes geben.

Und das gab es auch.

Claudia Darwood, die es verstanden hatte, trotz ihrer geringen Spanischkenntnisse mit den Einheimischen in Kontakt zu kommen, hatte von einem alten Fluch erfahren.

Ein Name war gefallen.

Okastra!

Und man hatte von einem Sarazenen-Mond gesprochen und von einem Sarazenen-Fluch.

Dinge, die sie auch bei ihrem dritten Besuch nicht unter einen Hut hatte bringen können, dennoch war sie fest entschlossen, diesmal nicht ohne einen Erfolg abzureisen.

Von dem wenigen, was sie wußte, deutete jedoch einiges auf den Friedhof hin. Er lag auf einem Berg, über dem Dorf. Ein alter verlassener Totenacker, über den die Einheimischen schlimme Dinge erzählten, denn dort sollte das Unheil wohnen. Angeblich gab es unter dem Friedhof noch einige gefährliche Kasematten und Kammern, die sich die unheimlichen Mächte als Wohnstätte ausgesucht hatten.

Tagsüber war der Friedhof völlig normal. Da gingen die alten Frauen hin und stellten karge Feldblumen auf die Gräber. Des Nachts allerdings war der Friedhof verlassen.

Claudia Darwood wurde das Gefühl einfach nicht los, daß der Friedhof und der Tod ihres Bruders in einem unmittelbaren Zusammenhang standen. Ein Taxifahrer, der ihren Bruder kannte, hatte ihr erzählt, daß er Henry Darwood fast bis an den Friedhof gefahren hatte.

Von diesem Zeitpunkt an war jede Spur verwischt.

Claudia hatte sich den Friedhof natürlich einige Male angesehen.

Leider nur flüchtig, doch bei ihrem dritten Besuch wollte sie ihn genauer unter die Lupe nehmen.

Sie war am Nachmittag den Weg hochgefahren. Der kleine R4 besaß Vorderantrieb und war für diese engen Wege gut geeignet. Im Schatten einer Felswand hatte sie den Wagen stehengelassen, war auch in die Kapelle gegangen und hatte ebenfalls die Gräber untersucht.

Auf den Grabsteinen standen Namen, die ihr nichts sagten. Es waren die Toten aus Campa, die hier unter der trockenen, steinigen Erde begraben lagen.

Auch am Tage machte der einsame Friedhof auf die junge Frau

keinen guten Eindruck. Irgendwie schien er ihr nicht geheuer zu sein. Obwohl sich niemand in der Nähe befand und sie auch kein ängstlicher Mensch war, wurde sie ein Gefühl der Beklemmung nicht los. Vielleicht lag es auch daran, daß ihr Bruder hier zum letztenmal gesehen worden war, jedenfalls rieselte ein Schauer über ihren Körper, als sie die kleine Kapelle verließ und ihren Fuß wieder auf den mit kleinen Steinen übersäten Grund setzte. Sie wandte sich nach links, denn dort befand sich die äußerste Grenze des Totenackers.

Diese Ecke Spaniens war nicht mit der Costa del Sol oder der Costa Brava zu vergleichen. Hier herrschte ein völlig anderes Klima. Der Atlantik lag nicht weit entfernt. Ein steifer Wind wehte vom Meer herüber und ließ den grauen Stoff der Windjacke knattern.

Claudia steckte die Hände in die Taschen. Sie trug das rotbraune Haar lang. Der Wind griff wie mit Händen in die Flut, hob sie hoch und drückte sie nach hinten, während Claudia sich gegen ihn anstemmte und auf den Klippenrand zuschritt.

Genau dort endete der Friedhof!

Es ging zwar nicht steil in die Tiefe, aber die Hänge waren doch sehr felsig und mit kargem Gras bewachsen. Später liefen sie in Hügeln aus, die dann zu einer Ebene wurden, wobei sie in Strandnähe wieder anstieg und dort endete, wo die Wellen des Atlantiks seit Urzeiten gegen das Land geschleudert wurden.

Der Himmel war bedeckt. Am Morgen hatte es ein wenig geregnet.

Aber noch immer hingen die dicken Wolken über ihr, und sie kamen ihr vor wie eine Herde von Raubtieren.

Die Luft war kalt. Claudia konnte das Meer riechen. Dieser salzige Geruch vermischte sich mit dem der allmählich verfaulenden Blumen auf den Gräbern und war für einen Friedhof irgendwie typisch.

Zu den Hängen hin war eine Mauer gebaut worden. Kniehoch und aus den Steinen, die hier zu häuf gefunden wurden. Sie bildete die Grenze des einsam liegenden Bergfriedhofs.

An der Mauer blieb Claudia stehen.

Sie schaute in die Ferne, sah in die hügelige Ebene hinein und weit hinten ein einsam stehendes Gehöft.

Wo befand sich ihr Bruder?

Diese Frage quälte Claudia. Sie wollte sich einfach nicht damit abfinden, nur seinen blanken Schädel gesehen zu haben. Irgendwo mußte es noch einen Körper geben, und den wollte sie finden, so schaurig und schrecklich dies auch für sie werden würde.

Wo konnte man eine Leiche verstecken?

Im Dorf?

Claudia hatte mal hinten herum danach gefragt, doch keine Antwort bekommen, demnach mußte der Körper an einem anderen Platz liegen.

Eigentlich wäre der Friedhof dafür ideal.
Und deshalb suchte Claudia ihn ab.
Schon zum zweitenmal schritt sie ihre Runde. Ihr fielen die Grabsteine auf, die so kunstvoll gehauen worden waren. Vor allen Dingen war es einer, der von den anderen abstach.
Da stand ein Engel, der seine Arme ausgebreitet hatte. In der einen Hand hielt er ein Schwert, in der anderen einen Totenschädel, der täuschend echt nachgearbeitet worden war.
Vor diesem Grabstein blieb sie stehen.
Claudia wußte selbst nicht, aus welchem Grunde sie dies tat. Es war ein Gefühl, das sie einfach zwang. Sie hatte bei den Gesprächen mit den Dorfbewohnern zudem erfahren, daß dieser Friedhof noch ein Geheimnis barg. Unter den Gräbern sollte es tief im Fels Kasematten oder geheimnisvolle Verliese geben, die für die Bewohner der Umgebung früher einmal als Fluchtstätte gedient hatten, jetzt allerdings verlassen waren. Doch es ging ein Gerücht um.
Okastra!
Ein Sarazenen-Krieger hatte diese Kasematten entdeckt, war in sie eingedrungen und hatte grausame Taten vollbracht. Keiner der Geflüchteten hatte damals überlebt.
Eine schreckliche Geschichte, die man auch nur ungern Fremden erzählte.
Claudia Darwood stand da und starrte auf den Engel. Aus Stein war er gehauen worden, und ihr Blick blieb am Gesicht der Figur haften.
Claudia hatte schon oft Engelfiguren gesehen, da sie sich für Kunst interessierte, aber nie einen Engel, der ein so seltsames Gesicht besaß.
In der Regel waren die Gesichtszüge dieser Figuren so gut es eben möglich war, sehr weich gezeichnet und auch nachgebildet. Bei diesem hier war es nicht der Fall. Obwohl der Stein schon starke Verwitterungserscheinungen zeigte, konnte man die Züge dennoch gut erkennen und auch den seltsamen Ausdruck darin.
Es war kein guter Ausdruck, sondern das Gegenteil.
Ein böser…
Die Frau bohrte ihre Blicke in das Gesicht. Sehr lange schaute sie hinein, und sie hatte das Gefühl, als würden sich die Steinzüge verändern. Es war ein Lächeln oder eine Grimasse, die ihr der seltsame Engel da zeigte, vielleicht bildete sie sich alles nur ein, und sie wischte über ihre Augen.
Die Bewegung unter ihren Füßen war keine Einbildung.
Claudia merkte den plötzlichen Ruck, als das Grab einsackte. In der letzten halben Stunde war kein Laut aus ihrer Kehle gedrungen, nun konnte sie einen Schrei nicht unterdrücken.
Mit einem hastigen Satz sprang sie zurück und erreichte einen festen Untergrund.

Dort blieb sie stehen. Sie merkte selbst, daß sie am gesamten Körper zitterte, denn vor ihren Augen geschah etwas Unheimliches.

Die Erde öffnete sich.

Von unten her mußte eine Kraft gegen den Stein drücken oder ziehen, und so entstand eben die Öffnung, aus der etwas Seltsames hervorquoll.

Es war Nebel!

Aber kein Nebel, wie sie ihn kannte, sondern seltsame bläuliche Schwaden, die wolkenartig in die Höhe stiegen und so dicht waren, daß sie eine Sicht auf den Engel vernebelten.

Claudia rührte sich nicht.

Noch nie in ihrem Leben hatte sie Ähnliches erlebt. Sie merkte ihren Herzschlag überdeutlich. Das Blut strömte schneller durch ihre Adern, und in ihrem Kopf hatte sich ein dumpfes Brausen ausgebreitet, das unter der Schädeldecke hämmerte.

Ohne einen direkten Beweis dafür zu haben, war Claudia sicher, daß dieser unheimliche Vorgang unmittelbar etwas mit dem Tod ihres Bruders zu tun hatte.

Der Nebel besaß keine natürliche Ursache.

Sie erinnerte sich wieder an die Geschichten. Unter dem Friedhof sollte es die alten Kasematten geben, die Gange und Verliese. Angeblich ohne Leben.

In diesen schrecklichen Augenblicken glaubte Claudia nicht mehr daran, denn innerhalb des Nebels erkannte sie etwas, das ihr einen noch größeren Schreck einjagte.

Es waren zwei Arme.

Claudia preßte ihren Handballen gegen die Lippen, um nicht laut schreien zu müssen, denn die Hände hielten etwas fest.

Einen Körper.

Stück für Stück wurde er höher gedrückt, so daß die blaugrauen Nebelstreifen ihn umwallen konnten.

Claudia war es nicht möglich, genau zu erkennen, wem der Körper gehörte, doch als er gedreht wurde, sah sie das Schreckliche.

Es war ein Körper ohne Kopf!

Die junge Frau wankte zurück. Tränen füllten ihre Augen. Die Zähne schlugen aufeinander. Sie erlebte einen nie gekannten Horror, ein Grauen, das unbeschreiblich war, denn die Hände drehten sich noch weiter und schleuderten den Körper plötzlich vor.

Am schlimmsten für Claudia war das Geräusch des Aufschlags, denn nur einen halben Schritt entfernt fiel der Torso zu Boden.

Dort blieb er liegen!

Die Frau schaute nicht auf ihn. Ihr Blick glitt weiter, und sie sah, wie sich der Nebel nicht nur zusammenzog, sondern wieder in das unheimliche Grab zurückgedrängt wurde.

Ohne ein Geräusch abzugeben, geschah dies, und die Arme mit den bleichen, bläulich schimmernden langen Händen verschwanden ebenfalls.

Das unheimliche Grab schloß sich wieder.

Claudia war allein.

Allein mit einer kopflosen Leiche.

Am liebsten hätte sie auf der Stelle kehrtgemacht und wäre weggelaufen. Das allerdings brachte sie nicht fertig. So blieb sie stehen und starrte auf das, was man ihr überlassen hatte.

War es ihr Bruder?

Eine schreckliche Vermutung, die sich zur Tatsache verdichtete, als Claudia genauer nachschaute.

Es gab keinen Zweifel. Bei dieser kopflosen Leiche handelte es sich um ihren Bruder Henry.

Es kostete sie eine unbeschreibliche Überwindung, noch näher heranzugehen. Sie sah die Kleidung, die Hände, die Beine. Alles war schon in den langen Wochen angegriffen worden und zum Teil vermodert.

Obwohl Claudia vor Schreck wie gelähmt war, faßte sie dennoch klare Gedanken, denn sie dachte daran, wie es gekommen war, daß man ihr den Schädel geschickt hatte.

Wenn sie ihn mit dem Körper verglich, konnte sie sich darauf keinen Reim machen.

Sie hob den Kopf, schaute wieder auf das Grab und den Engel, wobei sie feststellte, daß sich dort nichts verändert hatte. Hätte sie das Schreckliche nicht mit eigenen Augen gesehen oder hätte ihr das jemand erzählt, die Person wäre für sie nicht mehr normal gewesen. Doch sie sah ihren Bruder vor ihren Füßen liegen.

Es war eine Tatsache!

Claudia hatte mit dem Schlimmsten gerechnet. Aus diesem Grunde gelang es ihr auch, mit der furchtbaren Tatsache besser fertig zu werden.

Sie dachte daran, daß sie die Leiche ihres Bruders nicht einfach auf diesem Friedhof zurücklassen konnte. Er mußte ein anständiges Grab bekommen.

Während der Suche hatte Claudia hinter der Kapelle einen kleinen Schuppen gesehen, der Grabwerkzeuge enthielt. Leider war die Tür verschlossen. Sie wollte sie auch nicht aufbrechen, und so nahm sie sich vor, Hilfe aus dem Dorf zu holen.

Die Menschen dort waren zwar seltsam und sehr verschlossen, doch sie waren bestimmt an einer Aufklärung des schrecklichen Falls interessiert, deshalb würden sie ihr die Hilfe bestimmt nicht versagen.

Claudia Darwood wußte nicht, wie sie zu ihrem Wagen gelangt war.

Der Wind trocknete Tränen und Schweiß in ihrem Gesicht. Als sie

den kleinen Renault erreichte, war sie außer Atem. Sie fiel über die Kühlerhaube und blieb dort in dieser schrägen Haltung liegen. Nur allmählich beruhigte sie sich wieder, obwohl ihr Herzschlag wie verrückt raste.

Abgeschlossen hatte sie den Wagen nicht. Sie stieg ein, hämmerte die Tür zu, warf noch einen Blick auf den in einer trügerischen Ruhe daliegenden Friedhof und startete.

Um zum Dorf zurückfahren zu können, mußte sie den Renault erst drehen. Das gelang ihr glatt und sicher, trotz der Aufregung.

Dann rollte sie nach unten.

Immer wieder begann sie zu weinen. Wenn die Tränen ihren Blick verschleierten, wurde es gefährlich, denn die Kurven waren eng, und Claudia huschte manches Mal nur um Haaresbreite an der Felswand vorbei.

Endlich erreichte sie Campa.

Ein typisches spanisches Gebirgsdorf. Die Häuser waren aus großen Steinen gebaut. Viele von ihnen besaßen flache Dächer. Sämtliche Bauten standen versetzt, manche am Hang, andere wieder tiefer, wo auch der Mittelpunkt des Ortes, die Plaza, lag und der große Steinbrunnen stand.

Zwei Bodegas gab es in Campa. In einer wohnte die Frau, denn der Wirt vermietete Zimmer.

Vier standen zur Verfügung. Einfache Räume mit fließendem Wasser.

Claudia wurde beobachtet, als sie ihren Wagen verließ und auf den Eingang der Bodega zuhastete, doch keiner der Menschen traute sich, sie anzusprechen.

Über eine schmale Treppe hastete Claudia in die erste Etage, wo ihr Zimmer lag. Dort wollte sie überlegen und über die nächsten Schritte nachdenken.

Sie öffnete die Tür.

Dabei brauchte sie nur mehr die Klinke nach unten zu drücken, um in das Zimmer treten zu können. Dabei hatte sie zuvor abgeschlossen.

Als Claudia daran dachte, war es bereits zu spät. Da wurde sie schon von einer kräftigen Hand gepackt, herumgeschleudert und auf das Bett geworfen.

Sofort schnellte sie in die Höhe und blieb auf halbem Weg starr sitzen, denn sie starrte nicht nur in die Gesichter zweier ihr fremder Männer, sondern auch in dunkle Waffenmündungen…

***

Geld hatte mich die Reise nicht gekostet, dafür Nerven.

Bis Madrid hatte ich nonstop fliegen können, aber das Flugzeug nach La Coruña startete mit Verspätung. Über den Bergen hing Nebel, und es war ein Risiko zu starten.

Nach einer Stunde Wartezeit hoben wir endlich ab. Die zweimotorige Verkehrsmaschine hielt sich tapfer, auch der Service war gut, und wir landeten sicher.

In La Coruña kümmerte ich mich um einen Leihwagen. Ich entschied mich für einen Talbot. Vier Jahre war die Kiste alt, und sie sah mir noch einigermaßen vertrauenserweckend aus.

Ich hinterlegte die Kaution und machte mich auf die Fahrt nach Campa. Lange würde ich nicht unterwegs sein, dachte ich, doch ich geriet dicht hinter La Coruña in die Berge, und da wurden die Wege schlecht.

Zum Glück hielt der Wagen durch.

Kurz vor meinem Ziel besserte sich die Straße. Die Schlaglöcher wurden weniger, dafür sah ich Regenpfützen und auch die Wolken am Himmel nahmen einen dunkleren Farbton an.

Um eine Bleibe oder ein Zimmer hatte ich mich nicht kümmern können, die Zeit war zu kurz gewesen, ich hoffte jedoch, irgendwo Unterschlupf zu finden.

Unterwegs hatte ich Telegrafenmasten gesehen und war beruhigt.

Campa besaß also einen Draht zur Außenwelt.

Der Ort selbst war vielleicht für Spanienfans interessant, nicht für die Pauschaltouristen. Er lag wirklich abgelegen in einem kleinen Tal und war sehr zerstreut.

Da gab es keine gepflasterte Straßen, auch keine Kanalisation, denn neben der Straße erkannte ich die Schmutzwasserrinnen. Auch so etwas wie einen Ortskern besaß Campa.

Es war eine Plaza mit einem runden steinernen Brunnen. Dort saßen einige Männer und beobachteten, wie ich den grünen Talbot langsam ausrollen ließ und neben einer der beiden fast gleich aussehenden Bodegas stoppte.

Als ich ausstieg, drehten sich die Köpfe der am Brunnen sitzenden Männer mir zu.

Man schaute mich an, aber man sprach nicht.

Unter den Schirmmützen waren die Gesichter der älteren Männer nur undeutlich zu erkennen. Ich lächelte den Leuten zu und schob mich zwischen dem Talbot und einem abgestellte R4 vorbei auf den Eingang der Bodega zu. Die Holztür war geschlossen. Ich stieß sie auf und gelangte direkt in den Schankraum.

Hinter einer Theke tauchte der Wirt hervor. Er schaute mich aus großen Augen an und zwirbelte seinen antik aussehenden Oberlippenbart.

»Señor?« fragte er.

Ich kramte meine wenigen spanischen Sprachkenntnisse zusammen und fragte nach einem Zimmer.

Der Mann schabte über sein dünnes Haar. »Sie wollen hier wohnen?«

»Si, Señor.«
»Na bitte. Aber ich sage Ihnen gleich, Komfort kann ich nicht bieten. Die Zimmer sind klein…«
Ich winkte ab. »Das macht nichts.«
»Dann gebe ich Ihnen den Schlüssel.«
Er war sehr groß und ziemlich altmodisch. Der Bodegero kam um die Theke herum und fragte, ob ich einen Koffer hätte.
»Der ist noch im Wagen.«
»Por favor, Señor, wie Sie wollen. Ich bringe Sie nach oben, wenn ich bitten darf.«
»Sagen Sie, Señor, ich bin auch wegen einer Frau gekommen, die hier im, Dorf wohnen soll.«
»Wer denn?« Mißtrauen klang aus seiner Stimme.
»Keine Bange, es ist nichts Schlimmes. Mir geht es um eine Bekannte. Claudia Darwood.«
»Ah, sie wohnt bei mir.«
»Das ist gut.«
Durch eine schmale Tür erreichten wir ein Treppenhaus, in dem es nach Knoblauch roch. Die Stiege war schmal, die wir in die Höhe stiegen. Der Gang in der ersten Etage noch enger und auch so niedrig, daß ich den Kopf einziehen mußte.
»Tut mir leid, Señor, aber hier ist es ein wenig eng.«
»Das merke ich.«
Wir gingen durch bis zu seinem Ende. Das Zimmer war das letzte in der Reihe. Der Bodegero schloß auf und ließ mich vorgehen. »Bitte, Señor, schauen Sie es sich an!«
Nun, es gab ein Waschbecken, ein Bett, einen kleinen Schrank und einen Stuhl.
Auch ein schmales Fenster. Bis dorthin ging ich, während der Wirt an der Tür wartete.
Ich drehte dem Fenster den Rücken zu und sagte: »Eigentlich möchte ich noch jemand hier treffen. Romero Sanchez. Ist er im Ort?«
»Natürlich. Soll ich ihn rufen lassen?«
»Das wäre vielleicht nicht verkehrt. Kann er denn kommen?«
»Ja. Sanchez ist Bürgermeister, Majodomo, und Mädchen für alles. Er lenkt die Geschicke von Campa.«
»Sagen wir in einer halben Stunde?«
»Einverstanden, Señor. Ach, wen darf ich melden?«
»John Sinclair aus London.«
»Dann haben Sie eine lange Reise hinter sich.«
»Das kann man wohl sagen. Genau wie mein Landsmann.«
»Sie meinen Señor Darwood?«
»Genau. Kannten Sie ihn?«
»Schon. Aber…« Das Gesicht des Spaniers nahm einen traurigen

Ausdruck an. »Leider muß ihm etwas Schreckliches zugestoßen sein. Er ist plötzlich verschwunden.«

»Und wieso?«

»Das wissen wir nicht. Jetzt ist seine Schwester da. Sie wird sich darum kümmern.«

»Natürlich.«

»Sie auch?« fragte mich der Bodegero.

Ich hob die Schultern.

Die Antwort reichte ihm nicht. Sein Schnurrbart zuckte. »In der letzten Zeit sind ziemlich viele Fremde nach Campa gekommen, mehr als in den Jahren zuvor. Das ist seltsam.«

Nach diesen Worten schloß er die Tür und ließ mich allein. Ich drehte mich wieder um und schaute aus dem Fenster. Über das Dach eines flachen Anbaus hinweg konnte ich in einen kleinen Hof sehen, der von drei Seiten eingegrenzt wurde, an der vierten mir gegenüberliegenden offen war und zu einem winzigen Platz führte, um den sich kleine Häuser gruppierten.

Bäume sah ich kaum. Dafür braune Hänge und blanke Felsen. In der Höhe glänzte der noch nicht getaute Schnee.

In einer halben Stunde würde Sanchez eintreffen. Bis dahin hatte ich noch Zeit, einen kleinen Schluck zu nehmen, denn die lange Fahrt hatte mich durstig gemacht, und spanischer Wein ist nun wirklich nicht zu verachten.

Vielleicht konnte ich bei einem Glas Roten auch noch etwas aus dem Wirt hervorkitzeln.

Mit diesem Vorsatz verließ ich mein Zimmer, schloß ab und hatte den Schlüssel soeben hervorgezogen, als ich aus einem der Nebenzimmer ein polterndes Geräusch vernahm, als wäre dort etwas umgefallen.

Das allein war für mich noch kein Grund zur Beunruhigung. Der nachfolgende Schrei allerdings alarmierte mich…

***

In den unheimlichen Kasematten unter dem kleinen Bergfriedhof geschah Unheimliches.

Leben entstand!

Schwarzmagisches, unheilvolles Leben, das seinen Weg durch die Gänge, Verliese und Winkel fand. Es kroch vorbei an den Schädeln und Knochen. Stimmen raunten, wisperten und flüsterten.

Uralte, magische Ströme brachen auf und verschafften sich freie Bahn.

Das Grauen hatte lange Zeit gewartet, nun war es erweckt worden und breitete sich aus.

Viele Gänge waren verschlossen und zugeschüttet worden. Doch für

das Böse gab es kein Hindernis, es kam überall durch, um der Gestalt zu huldigen, die unterhalb des Friedhofs das schwarzmagische Kommando führte.

Okastra!

Er war der absolute Herrscher dieser Gruselhöhlen. Die Zeiten hatte er überdauert, nichts konnte ihn aufhalten, denn die uralten Kräfte einer starken Magie hielten ihn am Leben.

Sarazenen-Mond!

Was vor langen, langen Jahren seine Gültigkeit besessen hatte, sollte wieder auferstehen.

Er war da, er lebte und schwebte durch die Gänge. Eingehüllt in einen düsteren Nebel, und nur das rote, glühende Augenpaar deutete an, daß Okastra unterwegs war.

Er würde sich die holen, die ihn einst vergessen hatten oder nicht mehr an ihn denken wollen.

Die Angst kehrte zurück.

Und mit ihr Okastra!

***

Der Schrei hatte mich aus meinen Gedanken gerissen, und ich stoppte mitten im Schritt.

Die Tür, hinter der er aufgeklungen war, lag direkt neben mir. Ich brauchte nur den Arm auszustrecken, um sie zu erreichen.

Es gibt Dinge im Leben, die kann man allein mit dem Wort glücklich umschreiben.

So auch hier, denn als ich - praktisch nur als Versuch - meine Hand auf die Klinke legte und sie nach unten drückte, stellte ich fest, daß die Tür nicht verschlossen war.

Ich schob sie auf und hatte zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit Glück, denn sie knarrte nicht in den Angeln.

Deshalb bemerkten mich auch die beiden dunkelhaarigen Typen nicht, die mir den Rücken zudrehten und sich über das Bett gebeugt hatten auf dem eine Frau lag, bei der besonders auffallend die rotbraune Haarflut war.

Die Kerle waren bewaffnet.

Der eine trug eine Pistole. Der andere hatte zusätzlich noch ein Messer gezogen. Es besaß eine häßliche lange Klinge.

Ich riß die Beretta hervor.

Dann geschah etwas, das mich aus der Fassung brachte. Gleichzeitig fühlte ich mich aber auch zum drittenmal als Hans im Glück. Ich wußte nicht, wieso der Kerl mit dem Messer etwas bemerkt hatte, vielleicht hatte er mich in der der Tür gegenüberliegenden Fensterscheibe gesehen, jedenfalls kreiselte er gewandt wie eine Raubkatze herum und schleuderte noch aus der Drehung sein Messer.

Ich sah nur einen Blitz, das Herz wollte mir stehenbleiben, und dann spürte ich in Höhe des Ellbogens den Ruck an meinem linken Arm.

Das Messer hatte getroffen.

Nicht mein Fleisch oder die Muskeln, sondern den ziemlich weiten Ärmel der Jacke, und es hatte nicht nur den Stoff gegen den hölzernen Türpfosten genagelt, sondern auch mich.

Der Werfer folgte seiner Waffe.

Vielleicht hatte er auch schießen können, das wollte er wohl nicht.

Seine Art zu töten sollte lautlos sein, und er zog während er die Schußwaffe blitzschnell wegsteckte, ein zweites Messer hervor, mit dem er mich attackierte.

Ich hielt die Beretta fest und schlug damit zu.

Wahrscheinlich war der Typ bisher nur auf Gegner gestoßen, die sich von seinen Angriffen geschockt zeigten, jedenfalls war er deckungslos, und das nutzte ich aus.

Den Lauf der Beretta zog ich durch sein Gesicht.

Es war verdammt hart, für mich ging es in diesem Fall um alles oder nichts.

Ich sah noch das Funkeln der zweiten Klinge, so dicht tauchte sie vor mir auf, und glaubte auch, einen Luftzug zu verspüren, dann kippte der andere nach hinten und prallte vor dem Bett rücklings zu Boden, wobei er einen dumpfen Schrei ausstieß.

Ich war noch immer angenagelt. Das sollte sich ändern.

Der zweite Typ hatte sich voll und ganz auf seinen Partner verlassen und darauf, daß dieser mit mir fertig wurde. Um so überraschter war er, als er sich halb umdrehte und plötzlich in die Mündung meiner Beretta schaute, denn ich hatte die Waffe blitzschnell gekantet.

»Laß fallen!«

Der Kerl dachte nicht daran. Vielleicht war er auch zu geschockt, daß sich das Blatt derart zu seinen Ungunsten verändert hatte. Er schüttelte den Kopf, schluckte ein paarmal, schaute auf seine Armee-Pistole, und dann griff die auf dem Bett liegende Frau ein.

Es mußte Claudia Darwood sein. Sie zog die Beine an und trat zu. Der Kerl wurde an der Hüfte erwischt und links von mir gegen den Schrank geschleudert.

Das war schlecht, denn er hielt noch immer die Pistole, zuckte herum, ich sah in die Mündung und auch das plötzliche Grinsen auf seinem Gesicht.

»Weg damit!«

Er verstand meine Sprache, öffnete die Faust, die Pistole polterte auf den Holzboden.

»Zufrieden?«

»Jetzt allerdings.«

Da war noch der zweite. Ich hatte ihn ziemlich böse erwischt. Er

tanzte durch das Zimmer und hielt seine Hände gegen das Gesicht gepreßt. Dabei brüllte er mir dumpfe Flüche entgegen.

Die Frau auf dem Bett schwang in die Höhe. Dabei sah ich, daß man ihre Bluse eingerissen hatte. Auch ihr Gesicht war aufgequollen, die Kerle mußten Gewalt angewendet haben. Am nackten Fleisch des Oberarms sah ich eine blutige Schramme.

Sie war schnell und huschte geduckt dorthin, wo die Armee-Pistole des Gangsters lag. Bevor ich etwas unternehmen konnte, hatte sie die Waffe schon an sich gerissen und setzte die Mündung an das Ohr des Mannes. »Jetzt werde ich abdrücken, du verfluchter Hund!« sagte sie voller Zorn und Haß.

Verdammt, die würde schießen, und ich war noch immer festgenagelt.

Nur mit Worten konnte ich eingreifen.

»Lassen Sie es!« schrie ich.

Sie warf mir einen Blick zu. »Die haben meinen Bruder gekillt!«

»Hören Sie auf, Claudia!«

Als ich ihren Namen erwähnte zuckte sie zusammen. Ihre Haltung behielt sie bei, nur der haßerfüllte Ausdruck verschwand allmählich aus ihren Augen.

Ich kam endlich dazu, die Klinge aus dem Holz zu ziehen, und mußte dabei ziemlich viel Kraft aufwenden, denn das Messer war tief in den Pfosten hineingedrungen.

Dann schaute ich auf den zweiten Kerl. Er hatte die Hände sinken lassen. Aus seiner Nase lief Blut, und er sah so aus, als wollte er ebenfalls seine Kanone ziehen.

»Aber sehr vorsichtig«, erklärte ich ihm, wobei ich ihn in die Mündung der Beretta schauen ließ.

Er zuckte zusammen, hob die Schulter, wischte mit dem linken Handrücken das Blut von seiner Oberlippe und zog mit spitzen Fingern seiner rechten Hand die Pistole hervor.

Es war ebenfalls eine Armee-Waffe. Sie glich der ersten aufs Haar…

Als sie zu Boden polterte, atmete ich auf, löste mich von meinem Platz und baute mich so auf, daß ich beide Killer im Auge behalten konnte.

Ich schätzte sie als Basken ein, die einer Terrorgruppe angehörten. Das war ein heißes Eisen. Mir reichten schon meine Dämonen und all ihr schauriges Umfeld, deshalb wollte ich mit den Basken und deren Terrorkommandos nicht unbedingt in Konflikt geraten.

Wie mir allerdings schien, ließ es sich in diesem Fall nicht mehr vermeiden.

Besonders der Kerl, der vom Lauf der Beretta erwischt worden war, betrachtete mich mit haßerfüllten Blicken. Wahrscheinlich malte er sich bereits aus, wie er mich umbringen würde.

Ich fragte sie. »Habt ihr Henry Darwood getötet?«
Der Kerl neben Claudia begann zu lachen. Er freute sich diebisch, obwohl er die Mündung nach wie vor an seinem Ohr spürte. »Ihr seid verrückt«, radebrechte er. »Völlig verrückt. Wir haben ihn nicht erschossen. Wir bekamen ihn nicht einmal zu Gesicht. Aber wenn wir ihn gesehen hätten, verdammt, wir hätten es getan.«
»Und weshalb?« zischte Claudia.
»Er war gefährlich, verdammt gefährlich sogar. Er hätte uns hochgehen lassen können, denn er hatte etwas entdeckt, vor dem er lieber die Augen hätte verschließen sollen. Jetzt ist er tot…«
»Und weshalb seid ihr hier?« fragte ich.
»Claudia ist seine Schwester. Kann doch sein, daß er ihr etwas gesagt hat - oder?«
»Ich weiß nichts, ihr Hunde!« zischte die Frau. »Überhaupt nichts. Aber vielleicht werde ich etwas erfahren, und dann seid ihr dran.«
Der Mann, der die Mündung an seinem Ohr spürte, behielt die Nerven.
Er war eiskalt. »Sie bewegen sich hier auf einem fremden und sehr gefährlichen Territorium. Hüten Sie Ihre Zunge! Mich können Sie töten, meinen Partner auch, aber es werden Hunderte hinter uns stehen, die eine Frau wie Sie mit Vergnügen steinigen. Für einen Moment können Sie gewinnen, auf die Dauer gesehen nur verlieren.«
Da hatte der Mann im Prinzip recht. Wir bewegten uns tatsächlich auf schwankenden Planken.
Aber ich wollte noch etwas wissen. »Wer von euch hat den Schädel des Toten nach London geschickt?« Bei dieser Frage behielt ich die Basken im Auge.
Und beide reagierten gleich. Sie schauten mich ungläubig an. Wenn sie nicht wirklich exzellente Schauspieler waren, dann hatten sie tatsächlich nichts mit der Sache zu tun, denn ihre Blicke sprachen gewissermaßen Bände.
»Wieso Schädel?« fragte der Kerl mit der blutenden Nase. »Ich hätte gern deinen.«
Ich ging nicht darauf ein, sondern wandte mich an den zweiten Basken. »Antworten Sie!«
»Wir wissen nichts davon!«
Hatte er recht? Claudia Darwood nagte auf ihrer Lippe. Dann hob sie plötzlich die Schultern und nahm auch die Waffenmündung vom Ohr des Mannes.
Sie ging zurück. »Ich weiß es nicht!« flüsterte sie. »Verflixt, ich weiß es einfach nicht…«
»Wir werden gehen!«
Sollte ich sie lassen? Ja, die Basken spielten hier *keine* Rolle. Ihr Aktionsgebiet war ein anderes, auch wenn sie unter Umständen das

auslösende Moment gewesen waren.

Ich ließ sie laufen.

Sie gingen, und an der Tür drehte sich der Kerl mit blutender Nase noch einmal um. Was er mir zuzischte, verstand ich nicht. Doch die Worte hörten sich drohend an.

Claudia Darwood und ich blieben allein zurück. Ich schloß die Tür.

Als ich mich umdrehte, hatte Claudia ihre Bluse völlig ausgezogen. Ein knapper BH bedeckte ihren Oberkörper. Sie öffnete den Koffer, wandte mir den Rücken zu, und ich hörte sie leise schluchzen.

Jetzt kam der Schock.

Im Koffer befand sich nicht nur Kleidung, auch eine kleine Reiseapotheke. Aus ihr holte ich Pflaster und klebte es über die Schramme an Claudias Oberarm.

Anschließend zog sie einen schwarzen Pullover über, schneuzte ihre Nase und fuhr mit zehn Fingern durch ihr Haar. »Dann muß ich mich bei Ihnen wohl bedanken.«

Ich winkte ab.

»Wie heißen Sie eigentlich?«

Ich sagte meinen Namen und fügte auch den Beruf hinzu.

»Und Sie sind wegen mir in dieses gottverlassene Bergnest gekommen, John?«

»So sieht es aus. Aber nicht allein wegen Ihnen. Mir geht es um den Schädel ihres Bruders. Wer kann das getan haben?«

Sie lachte bitter auf. »Da kann ich Ihnen möglicherweise helfen. Das mit den beiden Kerlen war nicht der erste Schock heute. Hinter mir liegt viel Schlimmeres.«

»Und was?«

Sie setzte sich auf die Bettkante. »Haben Sie mal eine Zigarette, John?«

Ich gab ihr eine und zündete mir selbst ebenfalls ein Stäbchen an.

Sie stieß den Rauch hastig aus und begann zu reden. Ich hörte ihr zu und vernahm mit Erstaunen und auch leichtem Entsetzen, was sie auf dem Friedhof erlebt hatte.

»Und das Grab öffnete sich plötzlich?« hakte ich noch einmal nach.

»Ja, zum Henker. Da muß jemand unter ihm gewesen sein.«

»Haben Sie eine Ahnung, wer es…?«

»Wie denn?« Sie regte sich auf und funkelte mich an. Dabei sah ich, daß sie graugrüne Augen hatte.

»Sorry, aber Sie müssen trotz des Nebels etwas entdeckt haben.«

»Ja, zwei skelettierte Arme.«

Claudia stäubte die Asche ab und schüttelte den Kopf. »Nein, nicht skelettiert, aber dünn.«

»Was sagen die Leute aus Campa dazu? Haben Sie eine Erklärung für das Geschehen?«

»Ich konnte mit keinem darüber reden. Als ich ins Zimmer kam, warteten die beiden Hundesöhne auf mich.«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht kann mir Romero Sanchez etwas mehr darüber sagen.«

»Woher kennen Sie den denn?«

»Ich habe ihn bisher noch nicht gesehen, bin aber mit ihm verabredet.«

Ich schaute auf die Uhr. »Und zwar gleich.«

»Dann werde ich mitgehen.«

»Dagegen habe ich nichts.«

Claudia stand auf, ging zum Spiegel und überdeckte die Flecken in ihrem Gesicht mit Schminke. »Man sieht es jetzt wenigstens nicht mehr so sehr.«

»Kennen Sie den Mann?«

Claudia nahm ihre Tasche. »Natürlich kenne ich Romero Sanchez. Er hat Einfluß und ist der große Macker in diesem Dorf. Man hat ihn außerdem zum Bürgermeister gemacht.«

»Wie ist er sonst?«

»Ein Spanier.«

»Wie kann ich das verstehen?«

Sie lächelte mich an. »Jedenfalls galanter als die Männer von der Insel, John.«

»Das kann sein. Wahrscheinlich schließe ich mich damit nicht einmal aus, meine Liebe.«

»Der eine hat's, der andere hat's nicht.« Sie nickte mir zu, schritt an mir vorbei und verließ das Zimmer.

Unten saßen mehrere Personen in der Bodega. Einer fiel besonders auf, weil er einen hellen Anzug trug. Das Hemd darunter war ebenso schwarz wie das zurückgekämmte Haar und die Augen, Der Mund wirkte ein wenig voll, die Wangen waren leicht schwammig. Man sah ihm an, daß er das Leben genoß.

»Ah, Señorita Claudia!« rief er, stand auf und streckte die Arme aus.

»Wie schön, Sie wieder zu sehen.« Als er sie erreichte, bekam Claudia einen Handkuß.

Ich war darauf nicht scharf und verschränkte meine Arme hinter dem Rücken.

Romero Sanchez, kein anderer konnte es sein, erhob sich aus seiner gebückten Haltung und schaute mich starr an. »Dann sind Sie der Señor aus London, der mich sprechen wollte?«

»Sehr richtig.«

»Willkommen, Señor…«

»Sinclair«, sagte ich, »John Sinclair.«

Er lachte und meinte: »Sie stellen sich vor wie James Bond. Sind Sie vielleicht auf einem ähnlichen Gebiet tätig?«

»Zum Glück nicht.«

»Hätte ja sein können.« Sanchez schlug mir auf die Schulter, wobei er sein Lachen nicht aufgab.

Für meinen Geschmack zeigte der Mensch eine zu aufgesetzte Fröhlichkeit.

An einem freien Tisch nahmen wir Platz. Sanchez bestellte Wein und Käse. Dazu servierte der Wirt noch ein frisches Ofenbrot, das die Señora gebacken hatte.

»Sie sind natürlich meine Gäste«, sagte Sanchez, als er den Wein einschenkte. »Trinken wir auf Ihr Land und auf Spanien.« Er hob sein Glas.

Alle machten es ihm nach. Auch mir blieb nichts anderes übrig.

Und so tranken wir den Wein, der mir ein wenig zu sauer war, das sagte ich aber nicht.

Claudia Darwood kam sofort zur Sache. »Die Fröhlichkeit wird Ihnen gleich vergehen, Señor Sanchez, wenn ich Ihnen berichte, was mir widerfahren ist.«

»Eine Frau wie Ihnen kann nur Gutes widerfahren«, erwiderte er und küßte abermals ihre Hand.

»Ob kopflose Leichen etwas Gutes sind, wage ich zu bezweifeln.«

Sanchez saß still. Selbst die Sonnenbräune wich aus seinem Gesicht.

Er zwinkerte mit den Augen und wiederholte: »Kopflose Leiche?«

»Ja, es war mein Bruder.«

»Aber wo?« Er hob die Schultern. »Entschuldigen Sie! Haben Sie ihn gefunden?«

»Natürlich.« Claudia deutete zum Fenster. »Oben auf dem Friedhof liegt er.«

Sanchez breitete die Arme aus, während ich mit einem Messer ein Stück Käse abschnitt. »Das kann nicht sein. Ich war heute morgen noch oben, und da habe ich nichts gesehen.«

»Was haben Sie denn dort gesucht?« fragte ich kauend.

»Blumen abgestellt, am Grab meiner Mutter.«

»Natürlich, sorry.«

Romero Sanchez wandte sich wieder meiner Landsmännin zu. »Wie kann es möglich sein?« fragte er. »Wer hat den kopflosen Körper dort hingelegt?«

»Jemand, der unter den Gräbern haust.«

Sie hatte sehr laut gesprochen. Auch die anderen Gäste hatten die Worte vernommen.

Alle wurden blaß. Keiner blieb mehr so sitzen wie zuvor. Die Gäste drehten sich auf ihren Stühlen um und schauten zu unserem Tisch hinüber, wo wir in Kreisform saßen.

»Was haben Sie da gesagt?« fragte Sanchez flüsternd.

»Sie haben es gehört.«

»Aber das kann nicht…«

»Doch Romero«, hörten wir eine kratzige Stimme. »Es kann schon sein. Denk an Okastra!«

Da war er wieder, dieser Name.

Okastra!

Schweigen breitete sich aus. Ich sah die Schauer auf den Gesichtern der Anwesenden. Der Name Okastra hatte sie alle geschockt. Das mußte etwas Ungeheuerliches sein, etwas Schauriges, Brutales.

»Okastra«, so flüsterte auch Romero Sanchez, und wir sahen, wie er den Kopf in den Nacken drückte. »Er ist eine Legende, er ist…«

»Er hat gelebt«, sagte der andere wiederum. »Okastra hat einmal gelebt, vergiß das nie, Romero.«

Sanchez sprang auf und fuchtelte mit den Armen. »Ja, verdammt, aber er ist tot.«

»Weißt du das genau? Bist du damals dabeigewesen?«

Sanchez ließ sich wieder auf den Stuhl fallen. »Nein, natürlich nicht. Das hätte ich wohl kaum gekonnt. Aber du, Aldo, warst es auch nicht. Deshalb kannst du nicht…«

Bevor der Dialog der beiden zu einem Streit ausartete, wandte ich mich an den Gast namens Aldo. »Was ist denn damals überhaupt geschehen?«

Aldo schaute mich an, nickte, nahm seinen Stuhl und brachte ihn gleich mit, bevor er sich zwischen uns setzte. »Das will ich euch gern erzählen, falls der Majodomo nichts dagegen hat.«

Romero Sanchez war sauer. »Fang nicht wieder mit den alten Geschichten an. Die glaubt dir keiner.«

»Du vielleicht nicht, Romero. Aber ich weiß, daß die Zeit reif ist. Ein Opfer hat sie schon gekostet. Der Bruder dieser jungen Señorita.«

»Das waren doch andere!« verteidigte der Bürgermeister seinen Standpunkt.

»Wer denn?«

»Muß ich das laut sagen?«

»Ich glaube nicht an die Basken«, mischte ich mich ein. »Welchen Grund sollten Sie gehabt haben, Darwood auf diese schreckliche Art und Weise zu töten?«

»Das müßten Sie wissen«, sagte Sanchez heftig.

»Wieso ich?«

»Sie arbeiten doch zusammen.«

»Das ist ein Irrtum, Señor. Ich arbeite nicht mit ihm zusammen.«

»Und weshalb sind Sie hier?«

Ich deutete auf Aldo. »Um von ihm endlich die Geschichte hören zu können.«

»Ach, dieser Schwätzer.«

Den Eindruck, den Sanchez von ihm gegeben hatte, machte mir Aldo

gar nicht. Sicher, er war nicht mehr der Jüngste. Er trug einen schlohweißen Bart, sein Gesicht zeigte unzählige Falten, Runzeln und kleine Gräben, aber die Augen waren klar und hellwach. Für mich war dieser Mann kein Spinner, und wir alle hörten ihm zu.

»Es ist schon sehr lange hergewesen«, so begann er, »als von Afrika die Horden einfielen. Ungläubige, Mauren, Sarazenen. Sie wüteten grausam und machten alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte. Auch wir wurden nicht verschont. Bis in den hohen Norden gelangten die Sarazenen. Sie plünderten, sie mordeten, sie raubten, und unsere Vorfahren dachten, sie könnten sich vor ihnen verstecken. Deshalb flüchteten die meisten in die Berge, in die Kasematten, die Verliese, Stollen und Gänge. Aber die Sarazenen wußten Bescheid. Sie verfolgten die Menschen und töteten sie grausam. Ihr Anführer damals war Okastra, ein Mörder und Frauenschänder wie er schlimmer nicht sein kann.«

»Wie kam er ums Leben?« wollte ich wissen.

Aldo beugte sich vor. »Überhaupt nicht«, flüsterte er, während Sanchez den Kopf schüttelte, ich aber zuhörte, damit ich auch die weiteren Worte des Spaniers verstand. »Er kam nicht um, nur alle anderen starben. Wo er hinging, hinterließ er Skelette. Noch heute ruhen die bleichen Knochen innerhalb der alten Kasematten und Felsenkeller. Das ist Okastras Grusel-Keller, und damit übertreibe ich nicht, Señor.«

»Er soll also nicht tot sein«, sagte ich.

»So ist es.«

Sanchez schlug die Hände über den Kopf zusammen. Er kommentierte, aber er sprach so schnell, daß ich ihn nicht verstand, während Claudia Darwood meine Ansicht teilte.

»Ich glaube Ihnen, Aldo. Ich glaube fest daran, daß dieser Okastra noch lebt. Hätten Sie mir das gestern gesagt, ich hätte darüber gelacht. Heute sehe ich es anders.«

»Aber Señorita!« Sanchez rang die Hände. »Wie können Sie als moderne Frau so einen Unsinn glauben. Nein, das ist Geschichte, das ist Vergangenheit.«

»Und wer ist da aus dem Grab gestiegen?« fragte sie. »Geben Sie mir darauf eine konkrete Antwort. Was hat der Nebel zu bedeuten? Wie ist es möglich, daß sich die Grabplatte hebt und zwei Arme die kopflose Leiche meines Bruders hervorwerfen?«

»Sie kennen meine Ansicht!«

Claudia mußte das Temperament einer Irin haben. Sie schlug heftig auf den Tisch. »Nein, es sind keine Basken gewesen. Das war dieser Okastra. Fast könnte ich es beschwören.«

»Beweisen Sie es!« sagte Sanchez.

»Wir können zum Friedhof gehen. Das müssen wir sowieso. Oder

wollen Sie die Leiche meines Bruders dort liegenlassen?«

Eine Frage, auf die keiner der Männer eine Antwort gab. Nur Aldo redete wieder, aber er sprach von einer ganz anderen Sache, denn für ihn waren die Kasematten wichtig.

»Sie sind überall, Señor«, flüsterte er mir zu, »Sie können sich überhaupt nicht vorstellen, wie unsere Ahnherren gebaut haben. Unter dieser Stadt und im Berg liegt eine zweite Stadt vergraben. Tunnels, Gänge, Höhlen, Verliese. Es ist furchtbar, sage ich Ihnen.«

Ich zündete mir eine Zigarette an. »Das mag schon sein. Für Sie steht es also fest, daß unter der Erde noch jemand lebt.«

»Zumindest Okastra.«

»Wie gelange ich da hinunter?«

»Wir müßten graben.«

»Das verbiete ich«, mischte sich Sanchez ein. »Nur weil du, Aldo, in deinem Alter noch eine närrische Idee hast, sollen wir deinen Plänen nachgehen. Das kostet Zeit, das kostet Arbeit…«

»Die Männer hier haben sowieso nicht viel zu tun. Es ist doch besser, wenn wir schneller sind als sie.«

»Wer ist denn sie?«

»Vielleicht lebt Okastra nicht nur allein.«

Der Majodomo fing an zu lachen und leerte dabei noch sein Glas. Die anderen Gäste hatten sich nicht eingemischt und nur zugehört. Mir gefiel die Diskussion auch nicht, ich wollte endlich Erfolge sehen und erklärte deshalb: »Zunächst einmal müssen wir den Beweis für die Berichte der Señorita Darwood haben. Sind sie damit einverstanden?«

Jetzt nickte auch Sanchez.

»Dann werde ich hoch zum Friedhof gehen und mir die Sache einmal anschauen«, schlug ich vor.

»Ich aber nicht!« sagte die Frau schnell.

»Das ist auch nicht nötig. Es reicht, wenn ich fahre. Ich brauche nur eine Plane, um den Toten einzuwickeln.«

»Die haben wir«, erklärte Sanchez. Er stand auf. »Natürlich werde ich Sie begleiten. Señor Sinclair, denn den Beweis möchte auch ich sehen.«

Er lachte und verschwand.

Claudia Darwood legte ihre Hand auf die meine. »Seien Sie vorsichtig, John, ich habe nichts erfunden!«

»Das glaube ich Ihnen!«

»Und ich auch«, fügte Aldo hinzu.

Claudia wandte sich wieder an mich. »Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch, John, aber ich kann ihn einfach nicht mehr sehen. Er hat zu schaurig ausgesehen. Ich will nur noch, daß sein Tod endlich aufgeklärt wird. Und auch dessen Hintergründe.«

»Da werden wir wohl unsere Schwierigkeiten haben«, gab ich ehrlich

zu.

»Was steckt denn noch alles dahinter?«

»Keine Ahnung, ehrlich.«

Wir hatten das Gespräch in unserer Heimatsprache geführt. Aldo hatte nichts verstanden und hielt sich auch zurück. Allerdings nicht beim Wein. Da süffelte er wie eine Katze, die Milch trinkt.

Romero Sanchez kam zurück. Die Plane hatte er sich vom Bodegero geben lassen. Sie sah aus wie Ölpapier. »Darin können wir den Toten einwickeln«, erklärte er. Zu Claudia gewandt, fügte er hinzu:

»Vorausgesetzt, daß wir ihn finden.«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

Ich stand auf. Mit einem Händedruck verabschiedete ich mich von Claudia Darwood. Sie bat mich noch einmal achtzugeben, denn ihr kam der Friedhof nicht geheuer vor.

Sanchez hörte zu. Er lachte nur und war schon draußen. Wir nahmen meinen Leihwagen. Die Plane verstaute ich im Kofferraum des Talbot.

Ich hatte Mühe, sie zusammenzufalten. Wenig später starteten wir. Als ich noch einen Blick in den Außenspiegel warf, sah ich Claudia Darwood vor der Bodega stehen.

Sie winkte.

Mir kam es vor wie ein Abschied…

***

Bisher hatte ich von der Straße und dem Friedhof nur gehört. Nun erlebte ich selbst die engen Serpentinen, die zum Plateau hochführten, auf dem unser Ziel lag.

Sanchez hatte sich angeboten, das Steuer zu übernehmen. Ich wollte es nicht.

Er gab mir statt dessen gute Ratschläge, sagte, wenn ich vom Gas mußte oder beschleunigen konnte.

Die Landschaft war wild und karg. Es wuchs wirklich nicht viel.

Kaum sah ich einen Baum, auch keine blühenden Sträucher, nur mehr Felsen und hartes Gras.

»Wovon leben die Menschen hier?« erkundigte ich mich.

»Von ihren Kindern.«

»Wieso?«

»Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß in Campa nur ältere Leute wohnen, wobei ich eine Ausnahme bin.«

»Das schon.«

»Die Söhne und Töchter werden in die Stadt geschickt. Dort ist die Chance, Arbeit zu bekommen, wesentlich größer. Oder sie gehen an die andere Küste.«

»Schicken sie dann Geld?«

»Natürlich.«

Nur so konnte man überleben. Es hatte wohl keinen Sinn, auf diesem Boden etwas anzupflanzen.

Zur linken Hand konnte ich in ein weites Tal schauen, an dessen Ende noch große Schneeflecken lagen. An den Nordhängen hielt er sich immer besonders lange.

Es dauerte nicht mehr lange, dann konnte ich einen ersten Blick über den Friedhof werfen.

Aus der Entfernung betrachtet, kam er mir vor wie ein Gemälde. Da stand die kleine Kapelle, die durch ihren Turm zuerst ins Auge stach.

Um sie herum gruppierten sich die Grabsteine und Kreuze.

»Hinter der Kapelle ist praktisch Schluß«, erklärte mir der Majodomo.

»Da haben wir eine Mauer ziehen lassen.«

»Weshalb?«

»Es geht ziemlich steil ab.«

Ich hatte den Wagen angehalten. Beide verließen wir den Talbot, und ich spürte den kühlen Wind. In Campa war es ein wenig wärmer gewesen. Ich warf einen Blick zurück, ohne den Ort sehen zu können.

Er verschwand zwischen den Bergen.

Romero Sanchez war schon vorgegangen. Er hatte dabei die Hände in die Hüften gestützt, blieb nun stehen und drehte sich zu mir hin um, wobei er lachte. »Ein völlig normaler Friedhof, Señor. Nichts, was Sie aufregen könnte.«

Ich blieb neben ihm stehen und gab erst jetzt die Antwort. »Normal beim ersten Hinschauen.«

»Und beim zweiten?« fragte er spöttisch.

»Können Sie in die Tiefe sehen?«

Er winkte ab. »Ach, machen wir uns da nichts vor. Ist doch alles nicht so schlimm.«

»Aber es gibt die Kasematten?«

»Natürlich. Der Berg ist hohl, wenn ich das einmal so sagen darf. Unsere Vorfahren haben hier ziemlich geschuftet. Und was hat es ihnen genutzt? Gar nichts. Als die verdammten Sarazenen kamen, drangen sie in die Verstecke ein und töteten jeden, der sich ihnen in den Weg stellte. Nur unsere Frauen nahmen sie mir. Vorausgesetzt, daß sie jung genug waren. Die alten Weiber ließen sie zurück.« Sanchez lachte meckernd.

»Ich würde sagen, wir sehen uns den Totenacker einmal an«, schlug ich vor.

»Ich kenne ihn ja.«

»Nein, nein, das nicht. Ich gehe schon mit. Schließlich will ich die Leiche sehen. Sollen wir die Plane mitnehmen?«

»Die können wir ja später holen.«

»Einverstanden.«

Es war wirklich ein normaler Friedhof, den wir betraten. Nur seine Lage konnte man als außergewöhnlich bezeichnen. Ich sah kleine Wege, gut gepflegte Gräber und auch außergewöhnliche Steine.

Hatte Claudia nicht von einem seltsamen Engel gesprochen, der mit einem Schwert und einem Totenkopf bewaffnet gewesen war?

Den suchte ich.

Lange brauchte ich nicht zu forschen. Er stach mir ins Auge, denn er überragte die meisten anderen Grabsteine. Daß er so groß war wie ich, lag sicherlich an dem Sockel, auf dem er stand. Die Arme hatte er ausgebreitet. Die Spitze des Schwerts zeigte nach unten, während der Totenschädel auf seiner anderen Hand lag wie ein Ball.

Vor der Figur hob sich etwas ab.

Zur gleichen Zeit erkannten wir, daß Claudia Darwood nicht gelogen hatte.

Da lag tatsächlich eine Leiche, und sie besaß keinen Kopf mehr!

Ich schluckte. Auch mein Begleiter sagte nichts. Beide mußten wir den Anblick verdauen.

Die Umgebung schien einzufrieren. Ich kam mir seltsam vor. Als einziges Lebewesen inmitten einer lastenden Stille. Nur den Wind merkte ich, der vom Meer her wehte und kühl durch mein Gesicht strich.

Romero Sanchez murmelte etwas, das ich nicht verstand. Dann hob er die Schultern und wandte sich ab.

Wer hatte das getan?

Ich dachte an die Worte der Frau.

Sie berichtete von zwei Armen, die zusammen mit dem Nebel aus einem Grab gekommen waren. Und das Grab lag genau vor mir.

War es eine Falle?

Um das herauszufinden, mußte ich es näher untersuchen. Der Bürgermeister rührte sich nicht, als ich die wenigen Schritte vorging, die Leiche umrundete und vor der seltsamen Steinfigur stehenblieb.

Claudia hatte sogar vermutet, daß Leben in ihr steckte. Nun, alles war möglich, deshalb führte ich meine Hand an das Gestein und schabte mit den Fingerspitzen darüber.

Dort tat sich nichts.

Der Stein war kalt. Er fühlte sich rauh an und zeigte Verwitterungserscheinungen.

Nein, da war nichts zu machen.

Ich wandte mich wieder um.

In diesem Augenblick sagte Sanchez: »Ich werde gehen und die Plane holen.«

»Tun Sie das.«

Der Mann verschwand. Ich blieb weiterhin vor dem Grabstein stehen und senkte meinen Blick. Wieder dachte ich daran, daß Claudia mir

von der seltsamen Graböffnung berichtet hatte.
Ich konnte nichts erkennen.
Meine Füße standen auf einem völlig normalen Boden. Ich sah auch keine Spalte oder eine Ritze, und doch mußte sich das Grab öffnen lassen, und zwar von innen.
Die Leiche war der beste Beweis.
Dann hörte ich das Geräusch. Zunächst dachte ich an Sanchez, doch ich wurde eines Besseren belehrt.
Man hatte uns die gesamte Zeit über unter Kontrolle gehalten. Dies führte man mir drastisch vor Augen, denn aus der Deckung zweier in der Nähe stehender Grabsteine lösten sich die beiden Gestalten, die ich in Claudias Zimmer kennengelernt hatte.
Zwischen ihnen und mir stand noch eine Rechnung offen. Und die wollten sie begleichen. Mit ihren Waffen. Ich hob die Hände…

***

Claudia Darwood sah dem Wagen so lange nach, bis er ihrem Sichtfeld entschwand. Danach drehte sie sich wieder um und betrat die Bodega, wo keiner der anwesenden Gäste gegangen war.
An ihrem Tisch hockte noch Aldo. Er winkte ihr zu. »Setzen Sie sich wieder und warten Sie.«
Claudia hob die Schultern, bevor sie Platz nahm. »Ich weiß es nicht«, flüsterte sie. »Aber ich habe das Gefühl, daß nicht alles glattgeht. Verstehen Sie?«
»Sicher. Aber was meinen Sie genau, mein Kind?«
»Das Unheimliche belauert uns. Es sitzt tiefer. Ich glaube fest daran, unter Kontrolle zu stehen. Andere lachen sich ins Fäustchen, sie weiden sich an unserer Hilflosigkeit und Unkenntnis.«
»Leider gibt es viele Ignoranten unter den Menschen«, erwiderte der Alte. »Und auch der Bürgermeister gehört dazu.«
»Wieso er?«
»Kann ich Ihnen nicht sagen. Er will es einfach nicht wahrhaben. Aber Sie machen sich Sorgen um Ihren Bruder?!«
»Jetzt nicht mehr. Er ist ja tot. Für mich ist nur wichtig, daß seine Mörder gefaßt werden.«
»Das kann ich mir denken. Haben Sie einen Verdacht?«
»Nein.«
Der Mann bewegte sich unruhig auf dem Stuhl. »Ich möchte Ihnen nicht zu nahetreten, aber wissen Sie, was man sich über Ihren Bruder erzählte?«
»Nein.«
»Man nannte ihn einen Spion, einen Agenten, der gekommen war, um hier zu kämpfen. Stimmt das?«
Claudia hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Er hat mit mir nie über

seinen Beruf gesprochen.«

»Das ist schon verdächtig.«

»Wenn Sie es so sehen, ganz sicher. Aber was soll das alles? Er ist tot.«

»Und die andere Seite lebt noch.«

»Welche meinen Sie damit?«

Aldo lächelte. »Wir leben hier zwar abseits, aber nicht so weit entfernt, daß wir nicht wüßten, was in der weiten Welt passiert. Es gibt ja Zeitungen.«

»Sie meinen die Basken?«

»Genau, meine Liebe. Und damit hatte Ihr Bruder zu tun.«

»Inzwischen kommt es mir auch so vor, nachdem ich überfallen worden bin.«

»Wo?« Aldo war erstaunt.

Claudia hatte Vertrauen zu ihm gefaßt und erzählte die Geschichte.

Der alte Mann nickte. »Können Sie die beiden beschreiben?«

So gut es ging, lieferte die Engländerin die Beschreibung.

Wieder wußte Aldo Bescheid. »Ich habe sie schon öfter hier gesehen. Sie sind gefährlich und gehören der Organisation an.«

»Sind es Verbrecher?«

»Ja und nein.«

Claudia winkte ab. »Das spielt für mich keine Rolle. Wichtig sind die anderen Dinge. Ich habe von diesen Kasematten gehört und von Okastra. Sie glauben, daß er noch lebt, ich glaube, daß er noch lebt. Wie können wir es den anderen begreiflich machen?«

»Da kann ich Ihnen keinen Rat geben, meine Liebe.«

»Aber die können doch die Tatsache nicht so einfach ignorieren.« Claudia schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Das geht einfach nicht. Oder was meinen Sie?«

»Der Meinung bin ich auch. Wir müssen abwarten, was geschieht, wenn Ihr Bekannter mit dem Toten zurückkehrt.«

»Dann werden Sie es auch noch nicht glauben.«

»Das könnte uns passieren.«

Claudia nahm einen Schluck Wein. »Wann endlich wachen die Menschen hier auf? Es gibt etwas in ihrer Nähe, das ist fürchterlich. Sie stehen praktisch mit beiden Füßen darauf und tun einfach nichts. So etwas kann ich nicht begreifen.«

Sie stellte das Glas ab und schaute zu Boden. Die anderen Gäste hatten sich zusammengesetzt und sprachen flüsternd. Bei ihnen hockte auch der Bodegero. Hin und wieder warf er einen Blick zu Claudia und Aldo hinüber. Wahrscheinlich hielt er die beiden für Spinner.

Der Boden der Bodega war mit Holzbrettern ausgelegt. Da sie oft gewischt und gescheuert wurden, glänzten sie hell und manchmal auch grau. Und die bewegten sich normalerweise nur, wenn jemand

über sie herschritt und sie mit einem Gewicht belastete.

Doch Claudia sah, daß sie sich von allein bewegten!

Und dies zwei Schritte vor ihr. Von unten her wurde gedrückt, die Bohlen begannen regelrechte Wellen zu werfen, und dann passierte es.

Ein Splittern, Krachen und Bersten!

Der Druck war zu stark geworden. Latten flogen in die Höhe, auch Claudia wurde getroffen.

Sie merkte den Schlag kaum, denn sie hatte nur Blicke für die Öffnung vor ihren Füßen.

Dort schob sich etwas hervor. Ein Skelett!

Zuerst kam die knöcherne Klaue. Sie war zur Faust geballt, schimmerte bleich und gelblich, und als sich die Faust öffnete, geschah, dies wie im Zeitlupentempo.

Claudia Darwood wunderte sich, daß sie einfach sitzenblieb und gar nichts tat. Sie konnte es nicht. Mit dem Stuhl schien sie eine Einheit zu bilden.

Sie starrte nur auf das Skelett.

Der Schädel sah so aus wie der ihres Bruders, den man ihr geschickt hatte. Fast die gleiche Farbe und auch die leeren Augenhöhlen, die Nasenlöcher, der Mund…

Ihr kam es vor, als hätte sie schon Minuten da gesessen und nur gestarrt. Dabei stimmte es nicht. Nur Sekunden waren vergangen.

Claudia hatte nur, wie auch die anderen, eben nicht reagiert.

Das änderte sich.

Plötzlich brüllte der Wirt los, während er gleichzeitig in die Höhe sprang und die Arme hochriß.

»Die Hölle! Verdammt, es ist die Hölle, die sich auf getan hat! Die verfluchte Hölle! Wir sind verloren, wir sind…«

»Sei ruhig!« schrie Aldo ihm entgegen. »Ihr habt es nicht glauben wollen. Jetzt kommt das Unheil. Okastra entläßt das Grauen aus seinem Horror-Keller…«

In der Tat kam das Grauen.

Ein lebendes Skelett, und es dachte nicht daran, wieder zurück in die Tiefe zu steigen.

Es kam höher!

Sogar geschmeidig, als wäre es kein Gerippe, sondern ein Mensch. Die eine Klaue griff plötzlich nach Claudias Fuß, aber die Frau reagierte schneller und zog den Fuß zurück.

Mit dem anderen trat sie zu.

Sie hämmerte ihre Hacke auf den Knochen, hörte ihn brechen, und plötzlich war die Hand verdreht und gekantet. Claudia starrte darauf und fühlte sich im nächsten Augenblick von zwei Händen gepackt. Sie dachte an ein weiteres Monstrum, begann zu schreien und vernahm die Stimme des alten Aldo.

»Sei ruhig, Mädchen, ganz ruhig. Ich bitte dich!«

Sie sackte zusammen. Aldo hielt sie fest. Es war bewundernswert, welch eine Kraft noch in seinen Armen steckte.

Die anderen taten nichts.

Sie waren nur aufgesprungen, hatten einen Halbkreis gebildet, in dessen Mitte der Bodegero stand, und starrten auf das grauenvolle Skelett, das die Öffnung bereits verlassen hatte, stehenblieb, dann einknickte und gegen die Kante des Tisches fiel, an dem das Mädchen vor kurzem noch gesessen hatte.

Der Knöcherne kippte nicht um. Er hielt sich auf den Beinen, und sein Schädel drehte sich.

Aldo ließ Claudia los. Auf dem Tisch lag noch das Messer. Den Käse hatten sie damit geschnitten. Der Alte riß die Klinge an sich und stellte sich dem Knöchernen.

»Geh du zurück!« flüsterte er Claudia zu. »Geh weg! Sonst wird es dich vernichten!«

»Aber!«

»Lauf!«

Die anderen Gäste rührten sich noch immer nicht. Manche schlugen Kreuzzeichen, das war alles.

Claudia aber ging zur Tür. Es kam ihr vor, als stünde sie in einem Traum, in einer anderen Welt und nicht in der Realität. Noch nie zuvor hatte sie ihre Beine so steif bewegt, und als sie gegen einen im Weg stehenden Stuhl stieß, zuckte sie zusammen.

Sie drückte sich daran vorbei, während Aldo vorging und auf das Skelett zuschritt.

Das Messer hielt er in der rechten Hand. Die Klinge stach wie ein blitzender Pfeil aus seiner Faust. Der Knöcherne mußte nur noch die richtige Entfernung haben, dann würde er zustechen.

Zwei Sekunden vergingen.

Nur das heftige Atmen der Menschen war zu hören, dann sprang der alte Mann vor.

Er stach zu.

Jeder sah das Blitzen der Klinge, sah den Treffer und hörte das Geräusch, als der Stahl an dem knöchernen Schädel des Skeletts abrutschte, nach unten glitt und noch die Klaue erwischte, aber auch dort keinen Schaden anrichtete.

So war das lebende Gerippe nicht zu besiegen.

Aldo sprang zurück. Es war sein Glück, denn das Skelett hatte nach ihm geschlagen.

Die Klaue erwischte ihn nicht, und der Mann wandte sich ebenfalls der Tür zu.

Jetzt half nur noch Flucht!

Auch die anderen Gäste hatten dies begriffen. Der Bodegero machte

den Anfang. Trotz seiner Angst behielt er noch einigermaßen die Übersicht, denn er wandte sich nicht der normalen Ausgangstür zu, sondern der Hintertür.

»Kommt mit!« rief er seinen Gästen zu.

Die waren so schockiert, daß sie ihm folgten und an nichts anders mehr dachten.

Claudia Darwood stand schon an der Tür. Sie hatte eine Hand auf die Klinke gelegt, sich halb gedreht und schaute in den dämmrigen Raum hinein, den das Skelett durchquerte.

Aldo hielt nach wie vor das Messer fest. Dabei schüttelte er den Kopf, da für ihn das Ganze ebenfalls unbegreiflich war.

»Kommen Sie endlich!« rief Claudia.

»Ja, ja…«

Sie öffnete die Tür. Es ging nicht so einfach, sie mußte viel Kraft einsetzen.

Spaltbreit stand die Tür endlich offen.

Im selben Moment sah Claudia das Schreckliche. Durch den Spalt drangen lautlos die blaugrauen Nebelschwaden. Sie waren die Vorboten, sie kündigten jemand an.

Okastra!

***

Ich war hilflos.

Die beiden Kerle hatten mich in die Zange genommen. Von links und rechts glotzten mich die Waffenmündungen an. Wenn ich eine falsche Bewegung machte, würden die Typen schießen.

Verdammt, ausgerechnet jetzt.

Und wo blieb Sanchez?

Konnte ich überhaupt auf seine Hilfe rechnen? Es war wirklich schwer, denn soviel ich wußte, trug Romero Sanchez keine Waffe bei sich. Ich besaß zwar die Beretta, doch die nutzte mir verdammt wenig.

Die Kugeln der anderen waren immer schneller als meine Hand.

Aber Sanchez hatte die Typen bemerken müssen und sie ihn. Keiner reagierte auf den anderen.

Da stimmte doch etwas nicht.

»Du wartest auf Hilfe, wie?« fragte der Kerl, dessen Nase mit meiner Beretta Bekanntschaft gemacht hatte. »Die kannst du dir abschminken. Dein Freund liegt neben dem Wagen.«

»Habt ihr ihn getötet?« fragte ich rauh.

»Nein, nur schlafen gelegt.« Der Sprecher deutete auf seine Nase.

»Und dir, Engländer, werde ich jetzt meine Rechnung präsentieren. Darauf kannst du dich verlassen. Du glaubst gar nicht, was eine gebrochene Nase für Schmerzen verursachen kann. Widerlich, sage ich dir. Und da kommt man auf schlimme Gedanken, wie du dir sicherlich

vorstellen kannst.«
Ja, das konnte ich gut. Von der Folter verstanden die Typen etwas.
Und jetzt marschierten sie vor. Ihre Kleidung bestand aus dunklen Pullovern und ebenfalls schwarzen Hosen. Die Windjacken besaßen zahlreiche Außentaschen, die ausgebeult waren.
Ich kannte nicht einmal die Namen meiner Gegner. Um sie abzulenken, fragte ich danach.
Der mit der eingeschlagenen Nase antwortet mir: »Ich bin Paco, und mein Freund heißt Sarrazan. Nur damit du weißt, Engländer, wem du das folgende zu verdanken hast.«
Ich nickte.
Kalt starrten sie mich an. Ihre dunklen Augen schätzten mich ab, und Sarrazan, der größere von ihnen bewegte den Mund, als würde er Kaugummi kauen.
Paco war geschmeidiger, wahrscheinlich auch der Heißblütigere von ihnen, er würde ohne Erbarmen schießen.
Mich wunderte, daß sie mich noch nicht entwaffnet hatten, aber das folgte noch, als sie stehenblieben.
Wieder sprach Paco. »Wir haben gesehen, daß du eine Kanone bei dir trägst. Wirf sie weg!«
Es ging nicht anders. Ich mußte gehorchen, lupfte die Beretta hervor und ließ sie fallen.
Neben meinen Füßen blieb sie liegen.
Paco nickte. »Ja, das ist gut. Ich sehe schon, du bist ein vernünftiger Mensch.« Er ging weiter. »Und nun heb die Arme so hoch, als wolltest du die Sonne kitzeln.«
Ich gehorchte, und mußte mich recken, erst dann war Paco zufrieden.
Rasch warf er seinem Kumpan einen Blick zu. »Du hältst dich zurück, wie abgesprochen.«
»Sicher.«
»Und paß auf. Schieß sofort, wenn er Dummheiten machen will. Brenn ihm die Kugel in den Pelz, diesem Hundesohn.«
Ich stand da wie die Steinfigur hinter mir. Der Wind fuhr gegen mich, er war kalt. Brachte er schon die Kälte des Todes mit?
Diese Männer vor mir kannten keine Gnade. Sie würden mit mir abrechnen, vor allen Dingen Paco.
Er löste sich jetzt vom Fleck.
Plötzlich huschte er zur Seite, geriet aus meinem Blickfeld, so daß ich nur auf seine Schritte achten konnte.
Ich hörte sie hinter mir.
Dabei starrte ich Sarrazan an. Er wich meinem Blick nicht aus. Sein Gesicht war hart verzogen, der Mund bildete einen Strich. Wie eingemeißelt standen die Falten darin, die tief in seine Haut schnitten.

»Du hättest dich nicht wehren sollen«, sagte er. »Nein, das hättest du nicht tun sollen. Jetzt mußt du dafür die Rechnung zahlen.«

»Was hättest du denn an meiner Stelle getan?« fragte ich.

»Weiß ich nicht.«

Die Schritte hinter mir waren verstummt. Aber ich wußte, daß Paco sich in meiner Nähe aufgebaut hatte. Ich hörte ihn zwar nicht, doch ich fühlte ihn und spürte plötzlich seinen Atem, der warm über meinen Nacken streifte.

Er war sehr nahe.

Ich schluckte ein paarmal. In meinem Magen zog sich einiges zusammen, um den unsichtbaren Kloß der Angst zu bilden. Kalt rann es meinen Rücken hinab, und ich vernahm Pacos flüsternde Stimme, die mich wie ein Windhauch erreichte.

»Hast du Angst, Engländer?«

»Ja.«

»Ah, du gibst es zu, willst also nicht den Helden spielen. Finde ich sogar gut, hilft dir aber nichts. Da du ja nichts sehen kannst, Engländer, will ich dir erklären, was ich mache. Ich habe jetzt mein Messer gezogen, und wenn ich mit dir fertig bin, wirst du für alle Zeiten gezeichnet sein. Jeder soll das Mal der Basken in deinem Gesicht sehen. Dann bist du für uns ein Vogelfreier, zum Abschuß freigegeben, und in diesem Land kann dich jeder töten. Diese Strafe ist schlimmer als eine schnelle Kugel, glaub es mir. Ich habe Männer gesehen, die weinten, flehten und bettelten, nur um das Mal nicht zu bekommen. Sie wollten lieber sterben, da kannte ich kein Pardon…«

Ich war weder Spanier, Südfranzose noch Baske. Mich brauchte dieses verdammte Mal nicht zu interessieren, ich wollte nur mit heilen Knochen aus dieser vermaledeiten Situation herauskommen, aber das sah mieser als mies aus.

Hätte ich auch nur geahnt, in welch eine Auseinandersetzung ich hier hineingeraten würde, mein Gott, ich hätte alles darangesetzt, um Suko mitzunehmen. Noch jetzt verfluchte ich diesen Colonel Snyder und seine dumme Geheimnistuerei, die mir vielleicht das Leben kosten konnte, ohne daß ich einen Erfolg errungen hätte.

Keiner meiner Freunde und Kollegen im fernen London ahnte etwas von der Lage, in der ich mich befand.

Das Kribbeln auf meinem Rücken verstärkte sich. Vor mir stand Sarrazan.

Er hatte die Augen leicht zusammengekniffen und öffnete sie plötzlich weiter.

Ein Zeichen?

Genau!

Hinter mir vernahm ich das Pfeifen. Leicht nur, vom Wind fast verschluckt, dennoch so markant.

Der Schmerz!
Auf einmal war er da. In meinem Nacken befand sich das Zentrum, breitete sich blitzschnell aus, und ich merkte, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.
Das Zittern begann in den Knien, die Kraft verließ mich, und die Gestalt des Sarrazan begann zu schwanken, als stünde der Mann auf den Planken eines Segelschiffs.
Ich fiel.
Niemand fing mich auf.
Obwohl ich das Gefühl hatte, schnell zu kippen, kam die Erde nur langsam auf mich zu. Als ich den dumpfen Aufschlag vernahm, wollte ich kaum glauben, daß ich es gewesen war, der ihn verursacht hatte.
Paco war ein Profi. Der hatte gewußt, wohin und mit welcher Wucht er zu schlagen hatte, denn ich wurde nicht bewußtlos, war nur paralysiert, konnte mich also nicht bewegen.
Dafür hörte ich ihn.
Paco lachte.
Ein dreckiges, gemeines und gleichzeitig triumphierendes Lachen, das über seine Lippen drang. Neben mir raschelte etwas, denn der Mann hatte sich vorbewegt.
Ich lag mit dem Gesicht in der kalten Graberde. Kleine Blätter stachen gegen meine Haut. Den Dreck spürte ich auf den Lippen, die Krumen drangen in meinen Mund. Als ich die Zähne bewegte, knirschte es, und mein Hals war völlig ausgetrocknet.
Auch Sarrazan kam vor. Ich hörte ihn und merkte ebenfalls, wie ein Schatten über mich fiel.
Neben meinem Kopf blieb er stehen. Fast berührten die Fußspitzen meine Stirn.
Wieder sprach Paco. »Dreh ihn herum. Du hast bisher nichts getan. Dann mach wenigstens das.«
»Willst du wirklich…?«
»Natürlich bekommt er das Mal. Dann geben wir ihm eine Stunde. Anschließend jagen wir ihn. Wenn wir ihn haben, hängen wir ihn vor der Polizei-Präfektur in La Coruña auf. Das wird andere warnen, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen.«
»Wie du meinst.«
Sarrazan bewegte sich. Er streckte die Arme aus, und ich spürte die Hände unter meinen Achseln. Er keuchte ein wenig, als er mich in die Höhe stemmte und herumdrehte.
Schwer schlug ich auf den Rücken.
Paco stand über mir. Breitbeinig, so daß er mir vorkam wie ein gefährliches Dreieck. In der rechten Hand hielt er sein Messer, die Pistole hatte er weggesteckt. Die Klinge zeigte noch nicht auf mich, sondern wies in der Höhe schräg an mir vorbei.

Darüber sah ich sein Gesicht. Ich war zu angeschlagen, denn die genauen Umrisse konnte ich nicht erkennen. So zerflossen seine Züge zu einer breiig wirkenden Masse.

»So habe ich es mir gewünscht«, sagte er, hob den rechten Fuß und setzte ihn auf meine Brust. »Ein Engländer vor meinen Füßen. Schade, daß wir keinen Fotoapparat haben. Dieses Bild würde Furore machen, das kann ich dir schwören.«

So etwas glaubte ich ihm unbesehen. Und es würde Paco in der Hierarchie wahrscheinlich weit in die Höhe katapultieren.

Hinter ihm sah ich den Grabstein. Der Engel war verdeckt, nur den Totenschädel und das Schwert konnte ich sehen. Beides erinnerte mich daran, daß ich eigentlich wegen eines anderen Falles nach Spanien gekommen war. Daran konnte ich nun nichts mehr ändern.

»Ich werde dir das Mal quer durch das Gesicht ziehen«, erklärte er mit voller sadistischer Vorfreude. »An der linken Wange beginne ich, gehe über den Nasenrücken hinweg auf die rechte Wange und höre erst kurz vor dem Ohr auf. Das war der erste Schnitt. Den zweiten führe ich genau in die entgegengesetzte Richtung, damit alles seine Richtigkeit hat.« Seine Augen leuchteten bei diesen Worten, und ich erkannte immer deutlicher, daß dieser Mann eine Macke hatte.

Eine verdammt gefährliche. Vielleicht ging es für ihn nicht einmal um die Revolutionsidee, sondern nur um das verdammte Töten.

So hart und zielsicher der Schlag auch geführt worden war, ich hatte ihn dennoch einigermaßen verdaut, denn ich merkte, daß ich mich wieder bewegen konnte.

Durch meine Adern lief ein Kribbeln, und es erreichte auch den Kopf.

Die Schmerzen spürte ich als Tuckern, für mich ein Zeichen, daß ich allmählich wieder reagieren konnte.

Aber nutzte dies etwas?

Kaum, der eine hielt die Pistole in der Hand, der andere das Messer.

Da hatte ich keine Chance!

Paco bückte sich. Er grinste dabei. Die Lippen hatte er zurückgezogen wie ein Wolf.

Durch seine Bewegung änderte sich auch mein Blickwinkel. Ich konnte für einen Moment an ihm vorbei- und auf die Steinfigur schauen, die hinter ihm stand.

Da sah ich auch den Schädel!

Ein Skelettkopf aus Stein - oder?

Ich schluckte, ich räusperte mich, wollte sprechen, denn ich hatte etwas gesehen.

Die Augen bewegten sich! Für einen Moment schien es so, als würden sie mich höhnisch anlächeln.

»Komm her«, sagte Paco, »und halte ihn fest. Ich werde das Gefühl nicht los, daß er…«

»Ja, ja, schon gut.«

Sarrazan kam. Auch er trat jetzt auf das Grab, auf dem ich weiterhin rücklings lag.

An meiner linken Seite spürte ich einen harten Druck, Es war ein etwas größerer Gegenstand, der unter mir lag. Ich dachte nach und kam auf die Idee, daß es sich nur um die Beretta handeln konnte.

Und dann kam die Klinge.

Ein huschender Blitz, ein Flirren, ein Reflex, der dicht vor meinen Augen tanzte.

Einen Gedankensprung später fühlte ich den Einstich. Mitten auf der linken Wange.

Und hörte das Lachen.

Gleichzeitig öffnete sich unter mir die Erde!

***

Claudia Darwood sah diesen unheimlichen Nebel und wußte sofort Bescheid. Er konnte einfach keine natürliche Ursache haben, auch seine Farbe war anders, und er konzentrierte sich vor der Tür.

Sie hätte fliehen sollen, aber sie schaute trotzdem nach.

Claudia sah die unheimliche Wolke.

Und in ihrem Innern die Gestalt.

Okastra!

Bisher hatte sie nur von ihm gehört. Für sie kam kein anderer in Frage, das mußte er einfach sein.

Aldo hatte von all dem noch nichts bemerkt. Er stand hinter der Frau und fragte: »Was ist denn los?«

Claudia warf die Tür zu, drehte sich um und drückte ihren Rücken gegen das Holz. Sie atmete schwer und sagte keuchend: »Er… er ist da, Aldo.«

»Wer?« Der alte Mann verstand nicht sofort.

»Okastra. Draußen. Ich habe ihn gesehen. Wirklich, das ist kein Witz. Der Nebel und die…« Sie sprach nicht mehr weiter, denn sie hatte den Blick des alten Mannes gesehen, der zu Boden und gleichzeitig auf ihre Fußspitzen gerichtet war, denn unter der Türritze kroch etwas hervor.

Dünn und blaugrau.

Der Nebel!

Tief atmete Aldo ein. Er zitterte, als er das erkannte, und er sprang auf Claudia zu. Es gelang ihm, ihren Arm zu packen und sie an sich zu reißen.

»Wir müssen hier weg!«

Claudia wurde von ihm umfaßt. Der alte Mann hatte sich vorgenommen, diese Frau zu schützen, solange es ihm möglich war. Sie durfte nicht in die Klauen dieser Bestie Okastra gelangen, dann

war sie verloren.

Die ersten Schläge hämmerten gegen die Tür.

Sie hallten innerhalb der Bodega wider. Dumpf und drohend. Okastra kündigte sein Kommen an.

Die Blicke der beiden Menschen waren so auf die Tür fixiert, daß sie das sich noch im Gastraum befindende Skelett völlig vergessen hatten.

Es machte sich auf drastische Art und Weise bemerkbar.

Zwar vernahm Claudia noch das Klappern der Knochen, da war es zu spät. Das Skelett packte zu.

Eisenhart war sein Griff. Claudia schrie, wurde zurückgezogen, und Aldo, der ebenfalls herumfuhr, erkannte mit Schrecken, daß auch die zweite Klaue zugepackt hatte und Claudia in einem so starken Klammergriff hielt, daß es für sie unmöglich war, zu entkommen.

Der Knöcherne hatte sie zu sich herangezogen, einen Arm um ihre Kehle gelegt und drückte mit der Knochenspeiche dagegen.

Für die angststarre Claudia gab es keine Chance zur Flucht.

Aldo stand da, wie vom Donner gerührt. Er dachte daran, daß auch noch andere Gäste sich in der Bodega aufgehalten hatten, doch die waren verschwunden, einfach weggelaufen wie kleine Kinder.

Er war allein.

Claudia hing im Klammergriff des Skeletts. Sie hatte ihren Mund weit aufgerissen, weil sie nach Luft schnappen wollte. Dann schlug sie mit den Armen um sich, trampelte, traf auch die Knochen, aber das Skelett war kein Mensch. Es reagierte zwar ähnlich, dennoch verspürte es keinerlei Schmerzen.

Aldo wollte und mußte etwas tun.

Das Messer hatte ihm keinen Erfolg gebracht. Damit konnte man keine Knochen abtrennen, aber er besaß noch andere Waffen. Stühle, zum Beispiel. Wenn er damit zuschlug und das Monstrum auch traf, konnte er es vielleicht auseinanderhämmern.

Die Hände des Mannes umschlossen eine Lehne. Dann wuchtete Aldo den Stuhl in die Hohe und bewegte sich auf Claudia und das Skelett zu.

Die Frau hatte sehr mit der Atemnot zu kämpfen. Sie war im Griff des Skeletts zusammengesackt, ihr Kopf befand sich unter dem des knöchernen Monstrums.

Ein Vorteil für Aldo.

Den Messergriff hatte er zwischen die Zähne gesteckt. Seine Augen funkelten, als er den Stuhl anhob und ihn über seinen Kopf schwang. Noch zwei Schritte lief er vor, dann ließ er das Möbel nach unten sausen.

Er traf.

Leider ließ es sich nicht vermeiden, daß auch Claudia etwas abbekam. Ihr Schrei hallte durch den Raum, doch was Aldo hatte

erreichen wollen, war ihm gelungen.
Die beiden trennten sich.
Claudia rutschte aus dem Griff der blanken Knochenarme und sank am Boden zusammen.
Aldo sah seine Chance. Die Kräfte des Mannes waren nicht mehr die besten, doch in diesen Minuten wuchs er über sich selbst hinaus. Er führte einen zweiten Schlag, diesmal in Kopfhöhe und schwingend von links nach rechts. Wäre doch gelacht, wenn er den Knöchernen nicht auseinanderhauen konnte.
Der Stuhl krachte auf den Schädel des Skeletts. Mit großer Wucht war der Schlag geführt worden, und der Knochenmann wurde zur Seite gefegt wie ein Pappkamerad. Der Schwung schleuderte ihn über einen Tisch, wo er noch zwei Stühle umriß, dann fiel er zu Boden und blieb dicht neben der Wand unter einem schmalen Fenster liegen.
Ob er sich wieder erhob, konnte Aldo nicht feststellen. Ebenfalls war es ihm nicht mehr möglich, Claudia zu beschützen, denn Okastra hatte die Tür aufgerammt.
Wuchtige Schläge trieben sie bis gegen die rückseitige Wand, und der Unheimliche hatte freie Bahn.
Nebel hüllte ihn ein.
Blauer Dunst. Ein geruchloser Qualm, der sich zu Wolken und Spiralen zusammengedreht hatte und den anderen begleitete.
Okastra stand in seinem Zentrum!
Der alte Mann kannte die schrecklichen Legenden über diese Person. Okastra war der Anführer einer blutgierigen Sarazenenmeute gewesen, man hatte viel über ihn erzählt und ihn auch in das Reich der Fabel verbannt.
Dem war nicht so.
Jetzt stand er da!
Eine düstere, schaurige Gestalt mit roten Augen und einem dunklen Gesicht, das einen bräunlich schimmernden Farbton aufwies, wie der Mann zu erkennen glaubte.
In der Hand hielt er die Waffe, für die er bekannt war.
Sein Sarazenen-Schwert!
Schmal mit einer zweischneidigen Klinge versehen, die selbst Papier durchtrennen konnte.
Die Spitze des Schwerts stach aus dem Nebel, und sie zeigte auf Aldo.
Er sollte das Opfer werden!
Noch hatte Okastra ihn nicht erreicht, und Aldo dachte nicht daran, sich so einfach töten zu lassen. Er wollte sich wehren, auch gegen Schwerthiebe.
Das Messer ließ er verschwinden, denn er brauchte seine beiden Hände. Aldo war sicher, daß der andere es verstand, sein Schwert hervorragend zu führen. Mit dem Messer kam er gegen Okastra nicht

an, er mußte ihn auf andere Art und Weise abwehren.

Die Tische waren schwer. Dennoch schaffte Aldo es, einen in die Höhe zu hieven und als Deckung vor sich zu halten.

Leider war die Fläche so groß, daß er nicht vorbeischauen konnte, aber er hörte seinen Gegner.

Schleifend und irgendwie lauernd, so kamen ihm die Schritte vor.

Dabei noch zielstrebig, denn Okastra, einmal auf ein Opfer fixiert, würde keine Rücksicht kennen.

Auch jetzt dachte Aldo noch an die Frau. »Laufen Sie weg!« rief er ihr zu, dann mußte er sich auf seinen Gegner konzentrieren, denn Okastra war nahe.

Aldo drückte den Tisch nach links, so daß er an dessen Seite vorbeischauen konnte.

Er sah den Arm.

Aus dem Nebel schaute er, und die Verlängerung seiner Hand bildete die gefährliche Klinge.

Sie fuhr aus dem blauen Nebel, pfiff durch die Luft und jagte von der Seite her auf den Tisch zu.

Sie traf hart.

Aldo merkte die Erschütterung, er wollte den Tisch festhalten, das war nicht mehr möglich, denn die Klinge besaß eine so ungeheure Schärfe, daß sie durch das Holz hieb.

In zwei Teile wurde der Tisch gespalten.

Aldo konnte sie nicht mehr halten. Er taumelte zurück, stieß selbst Möbelstücke um und sah, daß die Nebelwolke und damit auch Okastra auf ihn zukam.

Schräg stach das gefährliche Sarazenen-Schwert in die Höhe. Der Unheimliche war bereit zuzuschlagen und allem ein Ende zu machen.

Aldo packte die reine Verzweiflung. Er wußte nicht mehr, wie er sich wehren sollte, zudem war er nicht der Schnellste und in einem Akt der Panik warf er sich vor.

Das Messer hielt er fest.

Da fegte die Klinge nach unten.

Es entstand sogar ein fauchendes Geräusch, das ihren Weg begleitete, und Aldo wurde auf halber Strecke getroffen.

Ein Schwert, das Holz spalten konnte, würde auch vor einem Menschen nicht Halt machen.

So war es hier!

Aldo hatte keine Chance. Fast der Länge lang wurde er getroffen, und kaum hatte das Schwert ihn berührt, geschah etwas Unbegreifliches…

***

Claudia Darwood hatte auf dem Boden gesessen. Sie war froh, dem Skelett entkommen zu sein, doch sie fand einfach nicht mehr die

Kraft, sich in die Höhe zu stemmen.

So schaute sie aus ihrer Perspektive zu, wie Okastra vorging und sich Aldo verzweifelt zu wehren versuchte, obwohl er keine Chance gegen dieses Monstrum besaß.

Beim ersten Schlag wurde der Tisch geteilt, als bestünde er aus Papier.

Aldo stand nun deckungslos, und Claudia ahnte, daß er einen zweiten Schlag nicht überleben würde.

So war es auch.

Sie wollte schreien, als sie das Fauchen der Klinge hörte, doch kein Laut drang aus ihrem Mund. So hockte sie nur da und schaute der Verzweiflungstat des alten Mannes zu, der sich praktisch in den Hieb hineinwarf.

Die Klinge traf haargenau, und die nächsten Sekunden erlebte Claudia überdeutlich, denn ihr wurde mit einem Mal bewußt, zu was Schwarze Magie fähig sein kann.

Aldo löste sich auf.

Nicht zwei Teile seines Körpers kippten jeweils zu verschiedenen Seiten hin weg, nein, bevor sie noch entstehen konnten, dampfte eine graue Nebelwolke auf, drehte eine Spirale und drückte sich dabei in den anderen Nebel hinein.

Das also war es!

Okastra konnte töten, aber auch die Opfer zu Nebelstreifen werden lassen, die sich fortan in seiner Nähe befanden.

Dies begriff Claudia Darwood sehr deutlich, und sie fragte sich, wie so etwas möglich war.

Gleichzeitig dachte sie daran, daß ihr unter Umständen das gleiche Schicksal bevorstand, und Okastra, eingehüllt in diese dampfende und wallende Wolke, drehte sich um.

Dabei hielt er seinen rechten Arm ausgestreckt. Die Hand schaute aus einem Kuttenärmel hervor, und Claudia konnte die Waffe in ihrer gesamten Länge erkennen.

Ihr Blick fraß sich an der Schneide fest. Zum erstenmal sah sie diese aus der Nähe, und sie stellte fest, daß dieses Sarazenen-Schwert nicht nur zwei geschliffene Seiten besaß, sondern daß die beiden sich auch noch farblich voneinander unterschieden.

Die eine Seite glänzte stählern.

Die andere schimmerte bläulich.

Noch immer saß die Frau auf dem Boden. Sie hatte ihre Arme zurückgedrückt und stützte sich mit den Händen auf. Ihr starrer Blick war auf Okastra gerichtet, der sich Zeit ließ.

Ihm konnte keiner entkommen, ihm gehörte hier alles. Es sah fast lässig aus, wie er sich zur Seite wandte und dorthin schritt, wo auch das Skelett lag.

Damit gab er auch den Weg zur Tür frei.

War er sich seiner Sache so sicher?

Claudia verfolgte ihn genau. Sie schien für ihn uninteressant geworden zu sein, und die Engländerin sagte sich, daß sie, wenn sie jetzt die Chance nicht nutzte, wohl nie mehr aus dieser verdammten Bodega entkommen würde.

Und so schnellte sie hoch.

Dabei hatte sie sich etwas zu heftig bewegt. Das Blut schoß in ihren Kopf und verursachte einen Schwindel. Aber sie hielt sich auf den Beinen.

Die Tür!

Mein Gott, die mußte sie erreichen, solange der andere abgelenkt war.

Auf dem Weg dorthin drehte sie den Kopf nach rechts, um nach ihrem Gegner zu schauen.

Er hielt sich noch immer dort auf, wo das Skelett am Boden lag und kümmerte sich nicht um sie.

Nur noch wenige Schritte.

Schon jubilierte Claudia, als sie der Schock um so heftiger erwischte.

Vor der Tür stand jemand.

Der tote Aldo!

Die Engländerin begann zu schreien. Sie bekam nicht einmal mit, daß sie gestoppt hatte, sie stand nur da und brüllte ihre Verzweiflung hervor.

Aldo bot ein grauenvolles Bild.

Er mußte es sein oder sein Geist.

Aber wie konnte er leben?

Seine Haltung war etwas schief. Er trug noch dieselbe Kleidung, nur etwas hatte sich verändert.

Der Körper zeigte von der Stirn an und dabei schräg nach unten bis zum Fuß laufend einen langen Einschnitt, der Aldo gewissermaßen in zwei Hälften teilte.

Dennoch kippte er nicht auseinander. Er stand da und schien sich am Entsetzen der jungen Frau zu weiden.

Claudia konnte nicht mehr stehenbleiben. Sie wollte diesen Anblick verscheuchen, wankte zurück und hielt beide Hände vor ihr Gesicht, wobei sie den Kopf schüttelte.

Selbst die Schritte überhörte sie.

Es waren nicht Aldos oder ihre, sondern die des fürchterlichen Dämons Okastra.

Er kam zurück.

Claudia ließ die Hände sinken. Sie starrte auf die Tür und sah, daß Aldos Geist verschwunden war. Unendlich langsam drehte sie den Kopf.

Okastra war nicht mehr aufzuhalten. Sein Schwert hatte er weggesteckt, dafür hielt er etwas anderes zwischen beiden Händen.

Einen Skelettschädel!

Er mußte ihm den Knöchernen abgenommen haben. Wie auch die gesamte Gestalt wurde der Skelettschädel ebenfalls von dem bläulichen Nebel umflort.

Dennoch war er zu sehen, und die Nebelschlieren schienen ihm ein unheimliches Leben zu geben.

Claudias Angst steigerte sich. Bisher hatte Okastra noch kein Wort gesprochen. Das brauchte er auch nicht. Es lag auf der Hand, daß sich seine folgenden Aktionen nur um die Frau drehen würden.

Claudia hatte nur Augen für die Schreckensgestalt mit dem Totenschädel. Sie überhörte selbst das Poltern aus dem Hintergrund. Erst als sie eine laute Stimme vernahm, wurde sie aufmerksam.

Es war eine menschliche Stimme.

Ein Klang der Hoffnung.

»Aus der Schußlinie, Mädchen! Geh aus der Schußlinie!«

***

Wir fielen!

Dies geschah genau in dem Augenblick, als Paco mir die Klinge durch die Wange ziehen wollte.

Nun gab es zwei Möglichkeiten. Entweder stieß er zu, oder seine Hand zuckte zurück.

Er drückte nicht zu. Das Messer verschwand von meiner Wange.

Dafür hörte ich seinen entsetzt und überrascht klingenden Ruf, als er bemerkte, daß andere Kräfte die Regie übernommen hatten.

Ich konnte mich noch immer nicht normal bewegen. Zudem stürzte Sarrazan über mich, als er versuchte, mit einem schnellen Griff noch irgendwo Halt zu finden. Seine Fingernägel hinterließen ihre Spuren in meinem Gesicht.

Wir fielen, aber nicht schnell.

Es war fast ein Segeln, und wir wurden immer wieder, wenn sich der Fall steigerte, abgestoppt.

Das Grab schluckte uns.

Paco schrie. Er schlug um sich, traf mich zweimal und auch seinen Kumpan. Sein Körper zuckte dabei zur Seite, so daß ich für einen Moment freie Sicht nach oben bekam.

Die Graböffnung wurde immer kleiner.

Und ich sah, wie sich jemand darüberbeugte. Fast sogar eine menschliche Gestalt.

Das war sie nicht.

Der Engel hatte sich bewegt und seinen Körper nach vorn gedrückt.

Dann verdeckte mir Paco wieder das Sichtfeld, außerdem

konzentrierte ich mich auf meinen Fall.

Bremsen, weiterfallen, bremsen, fallen…

So lief es ab. Da war eine regelrechte Kontinuität zu spüren.

Der Aufschlag. Trotzdem hart, und wir purzelten durcheinander, wobei ich ein Beinpaar noch gegen den Hals geschlagen bekam.

Mein Schädel brummte fürchterlich, aber ich durfte nicht liegen bleiben. Wir befanden uns momentan in einer absoluten Dunkelheit, denn aus der Höhe, wo das Grab lag, schimmerte auch kein Stahl durch.

Und ich hatte nicht nur die Finsternis zum Feind, sondern auch noch zwei Menschen.

Die Lähmung war gewichen. Zwar spürte ich ein dumpfes Gefühl in meinem Hals, ansonsten konnte ich mich wieder bewegen. Und ich rollte mich sofort zur Seite.

Dabei hatte ich Glück. Unter meinem rechten Arm, etwa in Ellbogenhöhe, verspürte ich einen bekannten Druck.

Nicht nur wir drei waren in die Tiefe gefallen, auch meine Beretta hatte die Reise mitgemacht, wahrscheinlich hatten die anderen beiden daran nicht gedacht. Bevor sie sich erinnern konnten, griff ich zu und steckte die Waffe heimlich ein.

Jetzt war mir ein wenig wohler.

Auch meine beiden Gegner hatten sich inzwischen wieder gefangen.

Ich hörte ihre Stimmen.

Pacos klang wütend. Er schrie Flüche. Zwar verstand ich die Worte nicht, aber es konnte sich bei seinem Schreien nur um solche handeln.

Auch Sarrazan redete. Hart fuhr er seinem Kumpan in die Parade, und Paco verstummte.

Da ich ebenfalls nichts sagte und mich nur auf die Umgebung konzentrierte, war es ziemlich still.

Ich hörte meine beiden Gegner atmen.

Es war mehr ein Keuchen. Zudem mußten sie sich bereits gefunden haben, denn die Geräusche drangen von einer Seite auf mich zu. Die Kerle hockten rechts von mir.

»He, Engländer!«

Paco hatte die Worte gesprochen.

Ich kniete und duckte mich unwillkürlich noch weiter zusammen, wobei ich mich davor hütete, eine Antwort zu geben. Vielleicht gelang es mir, ein wenig an den Nerven der beiden zu kratzen.

»Verdammt, gib Antwort!«

Wieder schwieg ich. Zudem war es mir gelungen, meinen Atem unter Kontrolle zu bekommen. Sehr schwach und flach nur drang er über meine Lippen.

Einige Sekunden später redete auch Sarazzan. »Vielleicht ist er verreckt?«

Paco begann hohl zu lachen. »Möglich ist alles. He, Engländer, bist du verreckt?«

Von mir bekamen die beiden keine Antwort. Sie sollten in ihrem eigenen Saft schmoren.

Paco machte weiter. Diesmal richtete er seine Worte an Sarrazan.

»Geh mal zur Seite, Kumpel, ich versuche es mit dem Messer. Vielleicht kann ich ihn kitzeln.«

Dieser Kerl hatte wirklich eine Macke. Wie konnte er in einer solchen Lage noch an so etwas denken.

»Das ist doch jetzt egal!«

»Nein, ich mache es!«

»Hast du Streichhölzer?« Sarrazan wechselte das Thema.

»Klar.«

»Dann mach Licht und laß dein verdammtes Messer stecken!«

»Nein, mach du es.«

»Si.«

Sehr aufmerksam war ich der Unterhaltung gefolgt und demnach schon gewarnt. Ich konnte mich bestens auf die Lage einstellen und blieb zunächst starr auf dem Rücken liegen. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, horte ich das typische Geräusch, das entsteht, wenn ein Einweg-Feuerzeug benutzt wird.

Es gab keinen Zweifel, daß wir Gefangene waren. Innerhalb eines gefährlichen Grusel-Kellers, und ich fragte mich, wie es weitergehen sollte, denn der Weg nach oben war einfach zu weit. Den kriegten wir nie und nimmer wieder hin.

Die Flamme zuckte auf.

Es herrschte kein Windzug, deshalb brannte die Flamme auch in einer verhältnismäßigen Ruhe, und sie warf einen Lichtkreis, der die beiden Basken berührte und auch mich nicht ausließ.

Die beiden sahen mich.

Paco konnte sich kaum beherrschen. »Verdammt, da liegt der Hundesohn!«

Er sprach die Worte sogar in meiner Heimatsprache aus, damit ich ihn auch verstehen konnte.

Es war ein risikoreiches Spiel, denn Paco, dieser Heißsporn, hielt sein Messer fest. Die Klinge zeigte auf mich, sein Gesicht war verzerrt und wirkte noch finsterer im Schein der Kerzenflamme.

Wenn es noch ihm gegangen wäre, hätte er zugestoßen. Zum Glück reagierte Sarrazan besonnener. Er legte seinem Partner die Hand auf die Schulter. »Laß es erst einmal gut sein.« Die Flamme verlöschte.

Sarrazan fuhr fort. »Wir stecken in einer verdammt miesen Lage, da sind sechs Hände besser als vier.«

Das hörte sich fast wie ein Angebot an. Ich spitzte auch weiterhin die Ohren.

Paco lachte leise, bevor er zischte: »Du willst mit dem Engländer gemeinsame Sache machen?«

»Was bleibt uns anderes übrig?«

»Aber der Hund weiß zuviel.«

»Das ahnte Darwood auch.«

»Wir haben ihn nicht gekillt!« sagte Sarrazan wütend. »Hier spielen ganz andere Kräfte eine Rolle.«

»Und welche?«

»Wenn ich das wüßte.«

Paco stöhnte vor Wut. »Ich glaube einfach nicht an diesen verdammten Sarazenen-Quatsch. Das ist doch Unsinn. Darauf kann man sich nicht verlassen. Ich, für meinen Teil, glaube an die Maschinenpistole und an mein Messer.«

»Das bleibt dir überlassen.«

Die beiden schwiegen eine Weile. Auch ich hing meinen Gedanken nach. Man konnte zu ihnen stehen, wie man wollte, in einem hatten die Basken recht.

Dieser Fall, der zuerst wie ein Politikum aussah, weitete sich aus und geriet in ein Gebiet, das mit dem menschlichen Verstand kaum zu erfassen war.

Es war wirklich eine Sache für mich, den Geister Jäger, geworden.

Paco bewegte sich. Ich hörte, wie er über den Boden rutschte. Er flüsterte mit Sarrazan. Diesmal benutzten sie eine fremde Sprache.

Baskisch. Und ich konnte kein Wort verstehen. Aber Sarrazan sprach dann in Englisch weiter, »Was meinst du, willst du nachschauen, ob er hin ist?«

»Klar. Mach mal Licht.«

Ich verstand. Wahrscheinlich hatte es die beiden gewundert, daß ich mich nicht rührte. Jetzt befürchteten sie anscheinend das Schlimmste.

Im Schein der kleinen Flamme kroch Paco näher. Er hatte sein verdammtes Messer noch immer nicht losgelassen. Den Griff hielt er mit der rechten Hand umklammert. Die Flamme warf ihre Reflexe auf die Klinge und gab ihr einen schaurigen Rotschimmer.

Paco atmete heftig. Auf seinem Gesicht glänzte der Schweiß. Die dunklen Augen waren weit aufgerissen, denn er wollte alles genau erkennen.

Ich ließ ihn kommen.

Als er so nahe herangekommen war, daß er mich greifen konnte, öffnete ich die Augen.

Diese lautlose Bewegung wurde von Paco wahrgenommen, und er erschrak so heftig, daß ich Angst davor bekam, er würde mit dem Messer zustechen.

Das tat er nicht. Statt dessen zuckte er zurück.

»Was ist los?« fragte Sarrazan.

»Der Hund ist wach!«
»Habe ich mir gedacht.«
»Engländer, du bist zäh«, sagte Paco und blieb vor mir hocken. »Alle Achtung.«
Ich richtete mich auf. Sofort nahm Paco eine Abwehrhaltung ein und sah mein Abwinken. »Reiß dich zusammen«, forderte ich, »wir sitzen wirklich in einem Boot.«
»Was heißt das?« Sarrazan erklärte es seinem Kumpan.
Paco verzog das Gesicht. »Verdammt, mit einem Engländer. Merde!«
Er fluchte auf Französisch. »Damit hätte ich nie in meinem Leben gerechnet, einmal mit einem Hundesohn…«
»Reiß dich zusammen«, unterbrach ich ihn. »Wir müssen lieber zusehen, daß wir hier rauskommen.«
»Und wie?«
»Das ist die Frage.«
»Klugscheißer!«
Ich stand auf. Das geschah mühsam, denn in meinem Kopf begann sich plötzlich ein Mühlrad zu drehen. Den Zustand hatte ich auch diesen beiden Basken zu verdanken.
Dafür würde ich ihnen noch eine kleine Rechnung präsentieren, falls es je dazu kommen sollte. Ich wandte mich an Sarrazan, der sein Feuerzeug nicht mehr brennen lassen konnte und seine Hand zurückzog, so daß die Flamme verlöschte. Dennoch hatte er meine letzte Bewegung gesehen.
»Was willst du?«
»Sag deinem Kumpan, daß ich keine Lust habe, mir seine Haßtiraden weiter anzuhören.«
»Ist gut.«
Sarrazan sprach mit Paco. Die beiden schrien sich bald an. Ich verstand kein Wort, wußte aber, worum es sich drehte und holte meinerseits das Feuerzeug hervor. Die Bleistiftleuchte ließ ich stecken.
Einen Trumpf wollte ich in der Hinterhand haben.
Als ich das Feuerzeug anknipste, standen sich die beiden wie Kampfhähne gegenüber, sogar Pacos Messerklinge zeigte auf Sarrazan.
Sarrazan hob die Hand. Er drehte sich zu mir um. »Es ist in Ordnung, Engländer. Paco wird still sein.«
»Nein, ich…«
»Natürlich wirst du!«
Da nickte Paco. Sogar meinen Namen wollte er wissen. Es gab für mich keinen Grund, ihn zu verheimlichen, deshalb sagte ich ihm auch, wie ich hieß.
Beide nickten.
Ich ließ die Flamme wieder verlöschen. Die Basken standen vor mir, das wußte ich, obwohl ich sie nicht sah. »Wie kann es weitergehen?«

erkundigte ich mich. »Ihr müßt es wissen.«

»Nein!« Sarrazan hatte die Antwort gegeben.

»Aber ihr stammt aus dieser Gegend.«

»Nur Paco.«

»Kennst du dich hier aus?«

»Nicht im Berg«, erklärte er mir. »Es gibt hier viele Höhlen, Etagen, Galerien, Verliese und Kasematten. Aber wie das alles genau ist, weiß ich auch nicht.«

»Wir sind also auf Vermutungen angewiesen.«

»Wahrscheinlich.«

Ich dachte nach. Nach oben war uns der Weg versperrt. So blieb uns nichts anderes übrig, als einen zweiten Ausgang zu suchen.

Und das würde eine Quälerei werden. Ein Weg durch die unterirdischen Kasematten, eine abenteuerliche Reise, die voller Gefahren und bösen Überraschungen steckte.

Drei Männer waren wir.

Zwei Basken und ich.

Feinde, doch in diesem Fall waren wir aufeinander angewiesen. Da mußten Gefühle hintenanstehen.

Das sagte ich ihnen auch.

Sarrazan zeigte sich einsichtig, auch Paco. Er fügte aber hinzu, daß wir noch miteinander abrechnen wollten, wenn wir es überstanden hatten.

»Meinetwegen«, erwiderte ich und wollte dennoch mehr über die Geschichte dieses Bergs wissen.

Der Erfolg war gleich Null. Die Basken hatten sich nur für ihren »Job« interessiert, für mehr nicht.

Es blieb uns also nichts anderes übrig, als weiter zu suchen.

Und das in der Dunkelheit!

Sarrazan hatte von Verliesen, von Galerien, von Kasematten gesprochen, was mich wiederum dazu veranlaßte, an gefährliche Fallen zu denken. Es konnte uns passieren, daß wir urplötzlich in die Tiefe stürzten und irgendwo in einem Stollen oder Schacht mit zerschmetterten Knochen liegenblieben.

Das waren natürlich keine guten Aussichten.

Es spielte auch keine Rolle, in welche Richtung wir uns wandten, aber ich mußte jetzt meine kleine Trumpfkarte spielen und kramte die kleine Lampe hervor.

Als ich sie einschaltete, kniffen die Basken überrascht die Augen zusammen, weil sie für den ersten Moment geblendet wurden.

Paco lachte auf. »Da haben wir ja Licht.«

»Fragt sich nur, für wie lange? Oder glaubst du, daß die Batterien ewig halten?«

»Wohl kaum.«

Ich leuchtete in die Runde. Nach oben hin verlor sich der Strahl, aber ich erkannte, was uns aufgehalten hatte.

Es waren Fäden gewesen!

Wie ein Netz spannten sie sich durch das Verlies, und der letzte Faden befand sich so dicht über unseren Köpfen, daß ich nur den Arm auszustrecken brauchte, um ihn zu erreichen.

Das tat ich auch.

Kaum berührten ihn meine Finger, als ich die Hand auch schon wieder zurückzog.

»Was war denn?« fragte Sarrazan.

Ich schüttelte die Hand, bewegte die Finger und gab eine leise Antwort. »Irgendwie habe ich das Gefühl, als wären diese Fäden mit denen eines Spinnennetzes zu vergleichen.«

»Aber so stark?«

Sarrazan hatte die Frage gestellt, und ich hob die Schultern. »Wir wissen es nicht.«

»Ach, das ist Unsinn. Spinnenfäden!« Paco lachte. »Da hat man uns reingelegt. Wir sollten davor keine Angst haben. Ich bin dafür, daß wir erst einmal verschwinden.«

»Gut, gehen wir«, sagte ich und leuchtete nach vorn, wobei ich den Arm heftig bewegte.

Der helle Lichtstrahl verschwand in der Tiefe, wobei ich an seinem Ende ein Glitzern zu sehen glaubte, was auch eine Einbildung hatte sein können.

Ich schärfte meinen beiden unfreiwilligen Begleitern noch einmal ein, sich zusammenzureißen und vor allen Dingen nicht zu meckern, wenn wir im Dunkeln marschierten, da ich die Batterie der kleinen Lampe schonen wollte.

»Ja, ja, schon gut.« Paco schüttelte den Kopf. Er machte den Anfang und ging einfach los.

Sarrazan wußte, daß es gefährlich war, deshalb schrie er ihm zu. »Verdammt, bleib zurück! Wir gehen gemeinsam!«

Paco gehorchte nur widerwillig.

Ich machte mir große Sorgen. Allein hätte ich mich wohler gefühlt, so unwahrscheinlich dies klang, aber Typen wie Paco konnten alles durch ihre Unberechenbarkeit verderben.

Nun, wir begannen mit unserem Marsch ins Ungewisse. Niemand von uns wußte, was uns erwartete.

Die Luft in dieser Bergtiefe war relativ gut. Das drückte in mir die Vermutung hoch, hier irgendwo eine Verbindung zur Außenwelt zu finden, durch Schächte oder Stollen.

Die Zeit war bedeutungslos geworden. Hin und wieder knipste ich meine Lampe an, leuchtete auch zu Boden und stellte fest, daß wir noch immer über Gestein schritten.

Manchmal sahen wir auch die seltsamen Fäden. Entweder schräg oder waagerecht breiteten sie sich über unseren Köpfen aus, wo sie ein regelrechtes Netzt und Flechtwerk bildeten.

Waren es tatsächlich Spinnfäden?

Wir sprachen kaum. Nur Paco stieß ab und zu einen Fluch aus.

An die Dunkelheit hatte ich mich mittlerweile gewöhnt, auch an unsere Schritte, aber wir hörten noch ein anderes Geräusch, das so gar nicht zu den normalen passen wollte.

Ich blieb stehen.

Die beiden Basken gingen noch einige Schritte weiter, bevor auch sie stoppten.

»Schalt die Lampe ein, Sinclair«, forderte Sarrazan.

Ich wollte ihm den Gefallen tun. Zudem war ich selbst neugierig, machte Licht und schwenkte den Strahl nach rechts. Wir bekamen große Augen. Im Restlicht der Lampe, praktisch an seinem Ende, sahen wir das Unglaubliche.

Es war ein Monstrum, ein Ding der Unmöglichkeit, aber eine furchtbare Realität.

Eine riesige schneeweiße Spinne!

***

Der Hieb hatte Romero Sanchez von den Beinen gerissen! Es war wirklich über ihn gekommen wie ein Sturmwind. Daß er die Wagentür geöffnet hatte, daran konnte er sich noch erinnern. Er hatte seinen Oberkörper in das Fahrzeug hineingesteckt, wollte nach der Plane greifen, und dann waren die beiden Schatten aufgetaucht.

An den Beinen hatten sie ihn gepackt und aus dem Wagen gezerrt.

Kaum befand sich sein Kopf im Freien, hatte der andere schon zugeschlagen.

Und wie!

Schlagartig waren für Romero Sanchez sämtliche Lichter erloschen, und der Majodomo von Campa war in das tiefe Tal der Bewußtlosigkeit gesunken.

Neben dem Talbot liegend, kam er langsam wieder zu sich. Zuerst wußte er überhaupt nicht, wo er sich befand. Da kühler Wind durch sein Gesicht strich, dachte er darüber nach, daß er eigentlich nur im Freien liegen konnte.

Dem war auch so. Sein Arm schlug gegen die Wagenseite, er fand die offenstehende Tür und konnte sich daran hochziehen.

Sanchez schwankte von einer Seite auf die andere. Die Schmerzen in seinem Kopf tobten, sie waren so stark, daß sie auch seinen Blickwinkel verengten. Nie in seinem Leben hatte Sanchez einen so harten Schlag auf den Schädel bekommen.

Nun, das hatte sich geändert.

Er mußte damit fertigwerden und wurde auch damit fertig. Nur dauerte es seine Zeit, bevor Sanchez den Gedankenapparat »einschalten« konnte. Er versuchte sich zu erinnern, wie alles gekommen war.

Schließlich drehte er sich, schaute das letzte Stück des Weges hoch und blickte auf die Szenerie des einsamen Bergfriedhofs.

Gräber und Grabsteine lagen vor ihm. Stumme Zeugen des Todes und der Vergänglichkeit.

Von dem Engländer fand Sanchez keine Spur mehr. Er war verschwunden. Niedergeschlagen worden war der Majodomo von anderen Typen. Krampfhaft überlegte er, wer dafür wohl in Frage kommen konnte, doch zu einem Resultat kam er nicht.

Jedenfalls mußte man ihm heimlich gefolgt sein.

Er dachte an seine Aufgabe und blieb nicht mehr länger stehen. Obwohl es ihm schwerfiel und die Schmerzen in seinem Schädel tobten, machte er sich daran, das letzte Stück des Wegs zurückzulegen. Er ging dabei wie ein Baby, das laufen lernt. Den einen Fuß setzte er vor den anderen, mußte achtgeben, daß er nicht irgendwo gegenstieß und durch den Schwung stürzte, doch er riß sich immer wieder zusammen, überwand die Distanz und erreichte den Friedhof, wo er sich an einem Grabstein endlich abstützen konnte.

Da ruhte er sich aus.

Keuchend rang er nach Luft, hatte den Kopf in den Nacken gelegt, und das Gesicht verzerrt.

Es dauerte Minuten, bis er wieder in der Lage war, den Weg fortzusetzen.

Um die kopflose Leiche des Engländers war es gegangen. Sie hatten den Torso in die Plane wickeln wollen, um ihn wegzuschaffen.

Nun mußte er sich der Tatsache stellen.

Der Bürgermeister ging weiter. Zitternd, von Schmerzen gepeinigt.

Schon bald sah er das grauenhafte Bild.

Der Körper lag vor einem großen Grab, auf dem eine Engelfigur stand, die in der rechten Hand ein Schwert und in der linken einen Totenschädel hielt.

Sanchez blieb stehen.

Er schaute auf die Leiche, blickte darüber hinweg, sah die Grabfläche und auch den Boden, der zertrampelt war.

Hier hatten Menschen gestanden.

Mindestens zwei, wenn nicht mehr…

Sanchez erkannte dies sehr deutlich. Es fiel ihm schwer, dennoch drehte er sich um und ging davon.

Keiner sah das kalte Lächeln auf seinem Gesicht…

***

»Aus der Schußlinie, Mädchen! Geh aus der Schußlinie!«

Claudia Darwood vernahm die Stimme des Mannes, die sich bei dem Schrei fast überschlug.

Für einen Moment vergaß sie den schrecklichen Okastra, schaute tiefer in den Gastraum der Bodega hinein und erkannte dort den Wirt als Schatten.

Der Mann hatte sich bewaffnet. Er trug ein Gewehr, hatte den Kolben gegen die Schulter gestemmt und zielte auf Okastra.

Automatisch gehorchte Claudia dem Befehl. Sie drückte sich nach links, um aus der Schußlinie zu geraten, und der Bodegero feuerte.

Er schoß nicht nur einmal, sondern riß den Stecher mehrere Male hintereinander zurück.

Das Krachen der Schüsse hämmerte durch die Bodega und schien die Wände auseinanderreißen zu wollen. Pulverschmauch verbreitete einen ätzenden Gestank.

Die Geschosse hieben in den Nebel hinein und trafen auch die Gestalt darin.

Die junge Engländerin konnte zuschauen, wie die Kugeln gegen den Unheimlichen hämmerten und die Wucht der Treffer ihn regelrecht durchschüttelte, ihn aber nicht von den Beinen riß.

Okastra hielt sich!

Er stand da, nahm die Geschosse auf und griff gleichzeitig an.

Er schleuderte den Totenschädel.

Wie ein Ball flog dieser durch die Luft, drehte sich dabei und traf den Wirt.

Was dann geschah, war der absolute Horror für Claudia. Sie vernahm noch die schrecklichen Schreie des Mannes, hörte ein Poltern, als ihm das Gewehr aus den Händen rutschte und zu Boden fiel.

Auch der Wirt konnte sich nicht mehr halten. Er taumelte nach rechts, danach in die andere Richtung, ging nach vorn und geriet in den Lichtkreis einer unter der Decke hängenden Lampe.

Bevor er zu Boden prallte, sah die Frau das Schreckliche.

Der von Okastra geworfene Schädel war nicht zerstört worden, er hatte sich über den Kopf des Mannes gestülpt und klebte daran fest. Ein grauenhaftes Ergebnis, unerklärbar, und Claudia bekam mit, wie der Wirt versuchte, den Schädel von seinem Kopf abzureißen.

Es gelang ihm nicht. Seine Hände rutschten an den Seiten ab, er verlor den Halt, kippte zu Boden und blieb hinter der Theke liegen.

Vorbei!

Claudia war wieder allein.

Allein mit Okastra, der sich ihr sofort zuwandte.

Sie wich zurück, doch er folgte ihr wie ein Schatten. Vom blauen Nebel umhüllt und die Augen als ovale Punkte, sah er fürchterlich aus.

Sein Gesicht schien innerhalb der Schwaden nur eine braune

eingetrocknete Maske zu sein.

»Bitte nicht!« flüsterte Claudia. »Was habe ich dir denn getan…?«

Er gab keine Antwort, ging Schritt für Schritt auf Claudia zu, die sich fragte, ob dieses Wesen überhaupt in der Lage war, auch nur ein Wort zu reden.

Er wollte sie holen.

Sie allein!

Und dann kam sie nicht mehr weiter. Zwei Stühle hatte sie noch umgeworfen, schließlich gab es da eine Wand, gegen die sie stieß, und die war nicht durchlässig.

Okastra stand dort, wo sich die Öffnung im Boden befand und das Skelett entstiegen war.

»Komm!«

Zum erstenmal hörte Claudia die Stimme aus dem Nebel. Sie klang brüchig, rauh und gefährlich. »Komm zu mir…«

Sie wollte nicht, schüttelte den Kopf, aber da war etwas, gegen das sie nicht ankommen konnte.

Und die Kraft zog sie an.

Okastra hielt sie voll unter seiner Kontrolle. Auch, die nächsten Worte waren schrecklich für sie, als er sagte: »Auf dich wartet mein Grusel-Keller, kleine Prinzessin…«

Da wußte Claudia Darwood, daß sie keine Chance mehr besaß.

Wütend fügte sie sich in ihr Schicksal…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 040 »Zombies auf dem Roten Platz«